

UTOPIEKreativ

Diskussion sozialistischer Alternativen

175 · Mai 2005

*Monatliche Publikation,
herausgegeben von der
Rosa-Luxemburg-Stiftung*

VorSatz	385
Opfer des Faschismus	
LISA GAVRIČ Das Fragezeichen Mensch. Erinnerungen an Ravensbrück	388
DIDIER ARNAUD Das vergessene Dorf Maillé	396
Die verdrängten Sieger	
LEONID LOPATNIKOW Mit 18 im Krieg	399
WLADIMIR GALL Der Freund Konrad Wolf	410
WOLFRAM ADOLPHI Des jungen Leutnants Deutschland-Tagebuch	422
MATTHIAS BRIEGER Wehrmachtsdeserteure in der Resistenza	427
»Umwertungen«	
JÜRGEN HOFMANN Erinnerung contra Selbstentschuldung	436
WOLFGANG WIPPERMANN »Wie die Juden«? Die Kontroverse über den Völkermord an Sinti und Roma	445
Nachkrieg	
MARIO KESSLER Antisemitismus nach Hitler. Reportagen aus Nachkriegsdeutschland	454

GERHARD WAGNER
Von der »Lustigen Witwe« zum »Dritten Mann«.
Geschichtliche Dimensionen
eines Nachkriegs-Filmklassikers 462

ILSEGRET FINK
Sigmund Freud – der vergessene Pazifist 470

Festplatte

WOLFGANG SABATH
Die Wochen im Rückstau 474

Summaries 476

An unsere Autorinnen und Autoren
Impressum 478

VorSatz

Der 8. Mai 2005 ist der 60. Jahrestag der Befreiung. Der Befreiung des deutschen Volkes vom Faschismus. Der Befreiung Europas und der Welt vom deutschen Faschismus.

Wie klar sind diese Sätze. Und wie schwer wiegen sie in Deutschland, wo sie so vielfach bedroht sind durch Verschweigen, durch Umdeutung, durch Untergang in einem Schwall von Anders-Worten.

Wächst mit der Distanz zum 8. Mai 1945, dem Tag der Befreiung, die Klarheit über diesen Tag? Es gibt in Deutschland Alarmsignale in Menge, die derlei Hoffnung trügerisch werden lassen. »Der Untergang« ist der Streifen betitelt, mit dem die Filmwelt das Gedenkjahr einleitete. Aber gemeint war nicht der Untergang der von den untergehenden Führern in die widersinnige »letzte Schlacht« gejagten 16- und 17jährigen Jungen; nicht der Untergang der hilflosen Frauen und Kinder in den von den untergehenden Führern »zu Verteidigungszwecken« gefluteten Berliner U-Bahn-Schächten; nicht der Untergang der aus den Konzentrationslagern von den untergehenden Führern auf Todesmärsche getriebenen Häftlinge; nicht der Untergang der von den untergehenden Führern noch in letzter Minute in Flossenbürg und Sachsenhausen und an vielen anderen Orten geköpften und erhängten Widerstandskämpfer; nicht der Untergang der von den untergehenden Führern um des »Durchhaltens« willen dem Bombardement ausgelieferten Städte und ihrer Bevölkerung. Nein, gemeint war der Untergang der Führer selbst. Hitlers gramvolles Gesicht war die alles überschreiende Botschaft.

»Wie der Krieg nach Deutschland kam«, titelte »Der Spiegel« und meinte das Frühjahr 1945. Ja, wie denn: Hatte er nicht seit 1939 sein Hauptquartier in Deutschland gehabt, der Krieg? War er nicht spätestens seit 1933 in Deutschland vorbereitet worden? Von nicht nur drei oder zehn oder hundert Leuten, sondern Hunderttausenden? Nicht nur in Politik und Militär, sondern auch in Wirtschaft und »Kultur«? Und war nicht Krieg geführt worden im Lande schon lange vor 1939 gegen die Mutigen, die gegen diese Kriegsvorbereitung Widerstand geleistet hatten? Und hatte dieser Krieg nicht schon vor 1939 Tausende das Leben gekostet? Und war nicht auch ein anderer Krieg in Deutschland seit 1933: der Krieg gegen die Juden? Wie auch der Krieg gegen die Sinti und Roma? Und wenn sie auf Heimaturlaub waren, die Soldaten, die Teil geworden waren nicht nur eines Angriffskrieges schlechthin, sondern Teil von Vernichtungsfeldzügen, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte, Teil des Zerbombens und Niederbrennens von Tausenden Städten und Dörfern, Teil der skrupellos zum

Kriegsziel erklärten »Ausrottung« jüdischen und slawischen Lebens, Teil ungezählter Geislerschießungen und anderer Verbrechen an der Zivilbevölkerung – war da nicht der Krieg schon immer in Deutschland gewesen seit dem 1. September 1939?

»Vier Jahre lang«, schrieb Georg Metzler alias Richard Witting in der »Weltbühne« vom 13. Februar 1919 mit Blick auf den gerade beendeten (Ersten) Weltkrieg, »ist das deutsche Volk von seinen Machthabern betrogen und betrogen worden und hat geglaubt, gegen den tückisch-hinterlistigen Überfall einer Welt von Feinden zu kämpfen. Alles, was wir schaudernd erlebt haben und erleben: Blut, Elend, Not, Hunger, Jammer und Aufruhr – alles verdanken wir diesem Wahn und seinen ruchlosen Urhebern. Und noch heute (...) benebelt dieser Wahn die Gehirne (...) Nur die offene, rückhaltlose Behandlung der Schuldfrage kann uns – vielleicht – noch retten, unsre Ehre und Ehrlichkeit wieder herstellen.« Und kurz darauf, am 6. März 1919, beklagt Richard Grelling im gleichen Blatt, daß »kein Mann aus den jetzt herrschenden Parteien (...) aufgestanden« sei zum »unumwundene(n) Bekenntnis (...): Ja, der Krieg ist von den frühern Machthabern Deutschlands bewußt und absichtlich herbeigeführt worden; wir sind nicht überfallen worden, nein, wir haben überfallen.« Wir leben 87 Jahre später, leben mit der Erfahrung des von Deutschland absichtlich herbeigeführten Zweiten Weltkrieges, und die Sätze der Metzler und Grelling sind von brennender Aktualität.

Daß das so ist, ist nicht nur dramatisch für das Geschichtsbild in unserem Land. Es ist auch lähmend für das Nachdenken über die Zukunft, denn es zwingt zum immer wieder neuen Ausfechten alter Kämpfe und verstellt den Blick für die Suche nach Lösungen, die der Menschheit endlich, endlich Frieden bringen mögen.

Als wir in der Redaktion von »UTOPIE kreativ« vor einem Jahr berieten, wie das Maiheft 2005 zu gestalten sei, hatten wir uns eine Debatte darüber vorgenommen, wie denn eine Welt zu schaffen wäre, in der es wirtschaftlichen, politischen und individuellen Aufschwung geben kann ohne die vorherige fünfzigmillionenfache Vernichtung von Leben und die Zerstörung unvorstellbarer materieller Werte, wie sie der Zweite Weltkrieg mit sich gebracht hat. Arbeitsplätze gab es genug in den fünfziger und sechziger Jahren in Europa (West wie Ost), und aufzubauen war genug – aber um welchen zuvor bezahlten Preis!

Wir haben unser Vorhaben noch nicht in die Tat umsetzen können. Wir haben im öffentlichen Diskurs schmerzhaft gespürt: Die Suche nach dem Ausweg aus solchem Kreislauf von Vernichtung und Neubau wird nicht erfolgreich sein können, wenn der Kampf um die Deutung des Gestern alle Kräfte bindet. Aber wir können uns auch nicht heraushalten aus dem Kampf um die Deutung des Gestern, denn dann erst recht ist alle Zukunft gefährdet.

So ist auch unser Maiheft 2005 wieder vor allem eines des Rückblicks. Aber natürlich des Rückblicks nicht nur auf das Frühjahr 1945, sondern des Rückblicks auf den ganzen Krieg. Und auch darauf, wie rasch und mit welchen Methoden die Umdeuter der Befreiung noch 1945 ihr Geschäft begannen.

Die Aufgabe des Weiterdenkens – selbstverständlich – bleibt. Und ist doch nur lösbar in Klarheit über das Vergangene, in Klarheit auch und gerade über den 8. Mai 1945.

Anzeige in der Print-Ausgabe

LISA GAVRIČ

Das Fragezeichen Mensch

Erinnerungen an Ravensbrück

Das Fragezeichen Mensch

Mein liebes Kind!

Ich werde dir nunmehr von dem Furchtbarsten in meinem Leben berichten. Es ist so unwirklich schrecklich, daß ich bis heute nicht weiß, wie ich das überleben konnte.

Nach »dem« ..., von »dem« habe ich noch nie zu jemandem gesprochen.

Niemand wollte davon etwas hören. Als der Krieg zu Ende war und ich nach Wien zurückkam, wollte ich mich davon befreien, zu jedem davon sprechen, aber niemand wollte es hören. Die es auch erlebt hatten, wollten es vergessen, um leben zu können. Die anderen wollten ihre Nerven schonen. Gewiß, damals war auch keine Zeit, darüber zu sprechen. Es gab so viel zu tun. Der Schutt mußte weggeräumt, Lebensmittel beschafft werden, alles, was der Krieg zerstört hatte, mußte wieder aufgebaut werden. Die Menschen lebten wie verlorene Tiere, waren hungrig, schlepten sich erschöpft dahin, hatten kein Holz und keine Kohle, suchten die Teile ihrer Familie zusammen, zählten die Toten – und wollten leben. Wieder leben, neu leben.

Mein Genosse Milan, der damals gleich mir in Wien als Vertreter der jugoslawischen Nachrichtenagentur »Tanjug« lebte, fragte nicht mit einem Wort danach. Er fragte überhaupt nie, wo ich die dreizehn Jahre verbracht hatte, die wir getrennt gewesen waren, ehe wir uns nach Kriegsende durch Zufall wiederfanden. Er gehörte zu denen, die gesiegt hatten. Sein Volk hatte gegen Hitler gekämpft und gesiegt. Das war ganz anders als bei mir. Aber gemerkt hatte er an meinen Augen doch etwas. Sonst hätte er nicht gesagt: »Du hast früher so gute, reine Augen gehabt, jetzt sind sie wie die einer Xanthippe.« Sicher hatte er nur gesehen, wie nervös sie sind, das andere hatte er nicht bemerkt. Er, der selbst in Janovač, dem Todeslager der Ustascha, gewesen war, bevor er auf abenteuerlichen Wegen nach kühner Flucht und einem Sprung aus einem fahrenden Zug zu den Partisanen kam, hat nicht gesehen, daß meine Augen etwas Unreines verschleierten.

Vor diesem Unreinen habe ich mich gefürchtet, als alles vorbei war. Ich hatte Angst, daß ich nie mehr leben können würde, ohne ausgedörrte, gekrümmte Leichen mit aufgerissenem Mund wie ein Loch im Leeren zu sehen. Überall würden diese Leichen liegen, überall würden sie hervorschauen ...

Bald aber lernte und begriff ich, daß auch ich leben und von all dem nichts mehr wissen wollte. Ich drängte es ganz tief in mich hin-

Lisa Gavrič (1907-1974), geb. Bechmann, Österreicherin, aus bürgerlichem Hause, wurde Ende der 20er Jahre Kommunistin, nachdem sie in Paris Milan Gavrič, einen serbischen Kommunisten, kennengelernt und geheiratet hatte. Sie erlebte die französische Volksfront, meldete sich 1937, als der Bürgerkrieg in Spanien tobte, freiwillig dorthin und war Krankenschwester in einem republikanischen Frontlazarett. Danach wurde sie im französischen Lager Goers interniert und später in Südfrankreich zwangsangesiedelt. Nach der Besetzung Frankreichs durch die deutsche Wehrmacht wurde sie illegal für die Résistance tätig, vor allem im Rahmen der Travail Allemand (Deutsche Arbeit), bei der es u. a. um den gefährvollen politischen Einsatz österreichischer und deutscher Frauen

ein und schichtete alles Mögliche und immer Neues darüber auf, bis es wie von mir selbst vergraben schien.

Nur manchmal rührten meine Gedanken daran. Dann spürte ich eine Übelkeit im Magen, daß ich hätte erbrechen wollen. Sofort dachte ich an etwas anderes.

Aber ich muß davon sprechen. Schon seit zwanzig Jahren will ich darüber sprechen. Also spreche ich jetzt mit mir allein. Das Unreine in meinen Augen kommt daher, daß sie in den Abgrund Mensch geschaut haben. Dadurch ist damals eine schreckliche Angst vor dem, was Menschen zu werden imstande sind, in mich gekommen. Damals, im Konzentrationslager Ravensbrück. Zuerst verstand ich gar nichts. Zuerst? Als ob ich später etwas verstanden hätte! Nie habe ich es verstanden. Auch jetzt nicht. Jetzt verstehe ich es weniger denn je und kann mir überhaupt nicht vorstellen, daß ich das erlebt habe, daß so etwas möglich war. Es war aber möglich, und ich habe es erlebt. Diesen Wahnsinn. Den Wahnsinn von Menschen, die zuvor im gewöhnlichen Leben als normal galten und auch nachher wieder als normale Menschen galten, sich normal verhalten hatten. Es gibt eine Grenze, bis zu der sich der Mensch seinen Tod vorstellen kann. Was darüber hinausgeht, dringt nicht ins Bewußtsein. Dann hören Widerstand und Angst auf. Daß ein Mensch von anderen Menschen wie Ungeziefer durch Gas vertilgt werden konnte, ohne gekannt zu werden, einfach als anonyme Nummer – wer sollte das begreifen? Dieses Unfaßbare zu verstehen, überstieg jedes menschliche Fassungsvermögen.

So geschah das Unerklärliche, daß die Frauen sich nicht wehrten, sondern selbst in die Gasautos ruhig und gefügig einstiegen. Es geschah noch Schrecklicheres. Die Töchter stiegen in das Auto. Die Mütter standen regungslos dabei, so als ob es sie gar nichts angehe – dieselben Mütter, die im normalen Leben die Nacht am Bett der Tochter wachten, wenn sie Fieber hatte, oder sie ständig ermahnten, warme Wäsche anzuziehen, um sich nicht zu erkälten. Oder die alte Mutter stieg in das Auto, und die Tochter stand davor, ließ die Mutter ruhig einsteigen und fortfahren, gab ihr nicht einmal die Hand, fiel ihr nicht um den Hals, hatte keine einzige Träne für sie.

Wer kann das verstehen? Wer wird das jemals verstehen?

Und ich selbst? Auch ich stand dabei, als der Gaswagen die Frauen von Mathildes Block holte. Wir waren ein paar österreichische Genossinnen: dieser herrliche Mensch, die alte Revolutionärin und Spanienkämpferin Mela Ernst, eine Genossin, von seltener Moral, Güte und menschlicher Kultur, die Leiterin der illegalen Lagerorganisation; die Mizzerl vom Arbeitseinsatz, die so vielen Häftlingen durch kühne Manipulation das Leben gerettet hatte, nie den Mut verlor und dazu beigetragen hatte, Mathilde von der Liste streichen zu lassen; die Genossin Bertl aus der Effektenkammer, die – wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer illegalen kommunistischen Organisation verhaftet – Mitglied der illegalen österreichischen Gruppe im Lager war. Wir alle waren Kommunistinnen, für die das Leben zum Kampf, der Kampf schon zum Leben geworden war. Und wir alle haben dabei gestanden, das Ungeheuerliche erfaßt und geschwiegen, keinen Laut von uns gegeben, nichts getan ... Wir waren nicht wahn-sinnig wie die Frauen, die ruhig einstiegen. Wir haben das Grauen

unter den Wehrmachtssoldaten ging. 1944 von ihrer Partei, der KPÖ, nach Wien zur illegalen Arbeit gerufen, wurde sie hier nach kurzer Zeit von der Gestapo festgenommen, eingekerkert und schließlich nach Ravensbrück verbracht. Ihre 1930 in Paris geborene Tochter hatte sie, bevor sie 1937 freiwillig nach Spanien ging, in die Sowjetunion bringen lassen. Nach der Befreiung fuhr sie, nach kurzem Aufenthalt in Wien, zu ihrem Mann nach Jugoslawien, erlebte hier den stalinschen Bannspruch gegen Josip Broz Tito – und blieb in Belgrad. Ihre Erinnerungen schrieb Lisa Gavrič Mitte der 60er Jahre für ihre in der Sowjetunion gebliebene Tochter, die sie erst nach 10 Jahren Trennung wiedersah, nieder. Sie wurden 1984 im Verlag Neues Leben, Berlin/DDR, mit einem Nachwort von Ulla Plener unter dem Titel »Lisa Gavrič: Die Straße der Wirklichkeit. Bericht eines Lebens« in einer gekürzten Fassung veröffentlicht. Das Kapitel mit Erinnerungen an Jugoslawien 1948 konnte erst nach der Wende von 1989/1990 veröffentlicht werden. Es ist erschienen mit dem Titel: Lisa Gavrič: Was am meisten schmerzte, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Heft 1, 1991. Auch die Erinnerungen an Ravensbrück konnten 1984 nur zu einem Teil publiziert werden. Erst im Jahre 2000 kam ein weiterer Abschnitt des Ravensbrück-Kapitels zum Druck: Lisa Gavrič: Wer hier eintritt, lasse alle Hoffnung. Erinnerung an Ravensbrück, in: UTOPIE kreativ, Heft 115/116 (Mai/Juni 2000), S. 508-511. – Mit dem vorliegenden Text liegen die

Erinnerungen der Lisa Gavrič nun vollständig in deutscher Sprache vor. Die Vorbereitung für den Druck besorgte erneut Ulla Plener.

gefühlt und uns im Stillen gesagt: »Wer kann noch leben, wenn er das gesehen hat? Tot sein oder am Leben bleiben – jeder ist damit für immer tot.« Aber was haben wir getan? Dagestanden ...

Und da wird der Boden unter den Füßen weich, immer weicher, es gibt keinen Halt, der Mensch versinkt im Zweifel an den Menschen. Auch an dem Menschen in sich. Die an sich selbst gerichtete Frage wächst ins Riesige: War es nicht ein Zufall, daß deine Hände rein geblieben sind, daß du sie dir selbst und jedem zeigen kannst und von dir sagen kannst, du hast im Lager nie die Menschenwürde verloren, nicht einmal jemanden angeschrien, sondern, wo du konntest, geholfen? Daß immer in dir das Mitgefühl wachgeblieben ist, war das nicht alles ein Zufall?

Hätte es dir nicht auch so geschehen können wie dem Kämpfer, von dem der Dichter Vercors in seinem Buch »Das Schweigen des Meeres« erzählt? Er war ein erfahrener Kämpfer, hatte sich immer bewährt, war in zwei Konzentrationslagern gewesen und rein geblieben; und dann geschah im dritten Lager ein Zufall. Er stand in der Reihe und wartete. Der SS-Aufseher ging vorbei, suchte etwas. Zufällig fiel sein Blick auf den Genossen. Ein Zeigefinger winkte: »Du, komm her! Du wirst im Krematorium die Leichen in den Ofen werfen.« Und so warf der Genosse die Leichen in das Feuer, tröstete sich damit, daß es eben schon Leichen waren. Aber eines Tages sah er unter den Leichen den nackten Körper seines Freundes und glaubte zu bemerken, oder sah es wirklich, daß der Mund noch schwach lächelte. Die SS schrie – und er warf den nackten Freund ins Feuer ...

Was hättest du getan, wenn der Zufall dich zu den Krematoriumsöfen gestellt hätte? Was hättest du getan, wenn der Zufall dich mit dieser Mutter vertauscht hätte, die du regungslos vor dem Gasauto stehen sahst, als ihre Tochter einstieg? War diese Mutter eine schlechtere Mutter als du? Bist du eine bessere Mutter als all die vielen Mütter, die den abscheulichen Tod ihres Kindes im Lager erlebten und keinen einzigen von der SS zu erwürgen versuchten, sich selbst nicht am Bettgestell erhängten, sondern nicht einmal weinten... und weiter lebten. Vielleicht auch heute, zwanzig Jahre nach dem Geschehen, weiterleben ...

Nein, nein, nein! Diese Mütter waren Mütter. Sie haben auf das Kind im Leib gehorcht, es erwartet, geliebt, bevor es noch am Leben war. Und dann wurde es mehr als das eigene Leben, war jedes Lallen, jeder Schritt, die kleinste Bewegung der Finger, der Geruch des Körpers, ein nie erlebtes Glück. Alles war Glück. Es gab ihnen so viel Kraft. Wie es nur eine Mutter kann, begannen sie, für dieses Kind zu kämpfen, verteidigten es gegen alles, hörten nie auf, es zu verteidigen, und dann geschah das ... Dieser Wahnsinn, daß Menschen nicht mehr Leben und Tod unterscheiden konnten, die jeder Kreatur angeborene Angst vor der Todesgefahr verloren hatten.

Wir sind vergiftet. Wir alle, die das erlebt haben. Das trennt uns von den anderen. Keiner von ihnen kann uns verstehen. Auch wir selbst können uns nicht verstehen. Wie können wir weiterleben, jeden Tag und all die Jahre, das kleine, kleinste Leben und das Leben voll Hoffnung, Zuversicht! Nach all dem, dem Abgrund Mensch, dem Tod im lebendigen Menschen. Was hat der Faschismus aus

Menschen gemacht! Vergiftet bin ich. Mein Herz, meine Gedanken sind vergiftet, seitdem ich das erlebt habe.

Meine Augen sehen plötzlich verzerrte, wahnsinnige Bilder, während ich irgendetwas, irgendein Gesicht anschau. Ich sehe ein frohes, reines Lachen – und meine Augen verwandeln es in den stummen Schrei des aufgerissenen Mundes, dieses schwarze Loch in der gelben Haut all der Leichen von Ravensbrück.

Ich sehe schöne Frauen, ihr Spielen mit dem Körper, den geschmeidigen Gliedern, und plötzlich sind sie in die gebogenen Skellette verwandelt, die jeden Morgen von den Kriminellen aus den Baracken wie dürres Holz geschleppt und mit einem Schwung und dem Zählen im Rhythmus – eins, zwei, drei, hops! – auf den kleinen Wagen geworfen wurden.

Ich nehme irgendeine mir hingestreckte Hand, und während ich sie schüttle und etwas wie eine Begrüßung sage, streckt sich dieselbe Hand mit verzweifelt auseinander gestreckten Fingern durch die Ritze unten an der Tür, hinter der die wahnsinnig Gewordenen nackt auf bloßem Zementboden eingesperrt waren. Wie kann ich diese Finger, diese Hände vergessen, die, einander wegstoßend, durch diese Ritzen sich drängten, an eine Ritze als Rettung für ihr Leben glaubten, hin und her griffen, auf dem leeren Boden verzweifelt Halt suchten.

Und wie kann der Mensch mit dem Zufall als Fragezeichen in sich leben?!

Ich spreche mit einem Menschen, freue mich, wie warm, menschlich, aufrecht er spricht, welch' saubere Sicherheit, Gerechtigkeit in ihm ist, und mit einemmal zuckt es wie ein wahnsinniger Schlag durch die Gedanken: Wer weiß, wer du wirklich bist, ich habe dich nicht gesehen, wie du dich damals verhalten hättest. Damals. Damals ...

Ich bin vergiftet von dem Fragezeichen, das hinter allem steht, hinter jeder anständigen Handlung, jedem aufrechten Wort. Dem Fragezeichen, das der Zufall, ein anderer Lebensweg oder die Jugend dem einen oder dem anderen die Prüfung von damals erspart hat, daß es also nicht sicher ist, wie er sie bestanden hätte.

Ein schrecklicher Zweifel lebt in mir: Beim Menschen ist alles möglich. Ich habe viel darüber nachgedacht und zu verstehen gesucht, wie es dem Faschismus gelungen war, so junge Mädchen mit frischen Gesichtern, wie es die Masse der Aufseherinnen war, in solch unmenschliche Bestien zu verwandeln. Soviel ich nach Erklärungen suche, ich tappe weiter im Unklaren. Daß ich sie in Bruchstücken finden konnte, beruhigt mein Leben ...

Das verbrannte Herz beginnt zu schlagen

Als im April 1945 zwischen Himmler und dem Grafen Bernadotte ein Abkommen getroffen wurde, alle ausländischen Frauen dem Roten Kreuz zu übergeben, und der Befehl kam, die deutschen und österreichischen politischen Frauen zu isolieren, um sie beim Nähern der alliierten Truppen zu massakrieren oder in die Luft zu sprengen, hatte die Gruppe der Kommunistinnen beschlossen, die am meisten Gefährdeten als Französisinnen in einen Transport nach Schweden zu schwindeln. Da war es Mizzi, die in der Arbeitsver-

1 Mizzi ..., österreichische Kommunistin; sie überlebte Ravensbrück. »Unvergeßlich, als eine nicht beglichene Schuld, bleibt Lisa der letzte Abend im Lager. Es regnete in Strömen. Eine dunkle Nacht lag über den Baracken, in denen die Frauen an ihr Schicksal dachten. Wird die Befreiung oder eine Metzerei kommen? Wird das Leben beginnen oder ein Blutbad allen Hoffnungen ein Ende bereiten? Draußen auf der Lagerstraße standen die Französinen und warteten auf die Ankunft des Grafen Bernadotte. Unter ihnen auch die österreichischen Genossinnen und mit ihnen Lisa. Ganz ruhig und heiter, als ob es die natürlichste Sache wäre, im Lager zu bleiben, stand das kleine Ding, das Mizzerl, da, naß wie ein Pudel, und wartete, bis die durch sie in die Freiheit Geschickten, das Lager verlassen würden. Eine einfache kleine Frau war zu einem Helden geworden.« – Gavrič: Wer hier eintritt, lasse alle Hoffnung, a. a. O., S. 511.

mittlung die Kartothek fälschte, fünf Genossinnen, darunter auch Lisa, mit falschem Namen in einen Transport schob.¹ ...

Lisa ging durch schweigende Tannenwälder Smålands in Mittelschweden. Obwohl es schon Juni war, schien es Frühling zu sein. Die Wolken am Himmel wurden von dem scharfen Wind hin und her getrieben, und in dem befreiten Blau strahlte die Sonne. Frische hellgrüne Spitzen hatten die dunklen Tannen bekommen, und auf den Wiesen zeigten sich die ersten Blumen. Alles schwieg, nur versteckt sangen die Vögel, surrten Käfer, summten Bienen. Wie mächtig war die Natur, wie ewig das Gesetz des Lebens, des Sterbens im Winter und des Erblühens im Frühling! So auch der Mensch. Lisa wollte allein sein, allein mit sich, um sich wieder zu finden, langsam das von allem Grauen verbrannte Herz wieder schlagen zu spüren, wieder Freude empfinden zu können, ein normaler, gesunder Mensch zu werden. Den ganzen Tag streifte sie allein durch die Wälder, traf keine Menschenseele, zog die Kleider aus, legte sich in die Sonne, sprang in das frische Wasser der weitverzweigten, im unendlichen Grün verlorenen Seen. Sie ging über die Landstraße, stieß hie und da auf ein gepflegtes Bauernhaus, in dem Friede war. Die Menschen waren gütig wie streichelnde Hände, ihre Augen frei und sorglos. Eine andere Welt, ein Land, das weder den ersten noch den zweiten Weltkrieg gekannt hatte, dessen Bevölkerung ihr Leben durch Arbeit und Wohlstand Stück für Stück aufbaute, ohne daß alles in Minuten durch Bomben zugrunde ging. Wie reine Toren erschienen ihr die Menschen. Sie verstanden nicht, wer diese merkwürdigen Frauen, unruhig und schreiend, waren, fühlten nur, daß es arme Menschen sind, und halfen wie Krankenschwestern. Alles erschien wie ein Traum, aus dem zu erwachen Lisa Angst hatte. Schon einmal war sie hier gesund geworden. Es war nach dem Ersten Weltkrieg, als sie, durch eine Hilfsorganisation verschickt, acht Monate in Kalmar verbrachte, Land und Menschen lieben lernte, trotz ihrer und mit ihren kleinbürgerlichen Schwächen. Jetzt wollte sie nicht die ökonomischen und politischen Gründe dieses auf Wohlstand aufgebauten gesellschaftlichen Lebens mit hoher menschlicher Kultur analysieren, sie wollte, wie jeder Kranke, die Pflege genießen, für alles, was dieses Land ihr gab, dankbar sein. Wie gut doch Menschen sein können, wenn sie im gesicherten Wohlstand und Frieden leben, wenn der wild konkurrierende Kapitalismus sie nicht in Gefängnissen großer Städte zusammendrängt, wenn das ruhige Leben Begriffe von Recht und Unrecht jedem gegeben hat! Lisa ging durch die Wälder, die Füße versanken im weichen Moos, die Äste rauschten, den dunklen Tannen entströmte Duft, und sie fühlte sich wieder glücklich. Langsam, ganz langsam kam das Glück in sie. Ganz leise, Tag für Tag, stärker und stärker erwachte sie wieder zum Leben, belebten sich die wunden Stellen in ihr, die von dem Grauen verbrannt waren. Im Lager hatte sie geglaubt, daß sie nie wieder etwas ansehen können würde, ohne daß die durcheinander verschlungenen Leichen mit dem offenen, in Schrecken erstarrten Mund sich dazwischen drängen würden. Das war noch lange Zeit so.

Und dann ... Lisa schaute in den bewegten Himmel, und plötzlich erkannte sie die Leichen. Sie wollte die Blumen lieben, doch da waren die Leichen in den Kelchen, sie wollte die ganze, stille Schön-

heit in sich trinken, doch da stöhnten die Sterbenden auf den Pritschen. Es brauchte einige Zeit, bis die Nerven ruhiger wurden. Es ging ihr wie den zwei Genossinnen, die auf einer Straße eine gequetschte Ratte sahen. Die eine Frau rief angeekelt aus: »Komm, Toni, pfui, ich kann das nicht sehen.« Die andere lachte: »Was, dir macht die tote Ratte etwas? Ich kann alles sehen, seitdem ich die von der Kugel zerquetschten Gehirne der Frauen auf dem Todesmarsch von Auschwitz nach Ravensbrück gesehen habe.« Leise, aber fest kam die Antwort: »Ich bin glücklich, daß die Ratte mich anekelt ...«.

Auch Lisa war glücklich, wenn sie spürte, daß ihre Augen wieder ungetrübt Blumen, Tiere und Kinder ansehen konnten.

Um aber das Grauen nicht zu vergessen, nicht von dem Gras des Lebens überwachsen zu lassen, machte sie es sich zur Aufgabe, alles in Ravensbrück Erlebte niederzuschreiben. Jeder, die ganze Menschheit sollte wissen, was Faschismus ist, wie nah die Welt dem Untergang war. Damals ahnte sie nicht, daß die Menschen gerade davon nichts wissen wollten und die Konzentrationslagerhäftlinge ihre Erkenntnis für sich behalten mußten.

Lisa überprüfte ihr Gewissen, ihre Haltung, ihre Gefühle im Lager. Hatte sie sich jemals vergessen, hatte sie Gleichgültigkeit, Roheit gespürt, irgendeiner Frau ein böses Wort gesagt, nicht geholfen? Jede Einzelheit rief sie nochmals wach. Nein. Sie war immer ein Mensch, eine Kommunistin geblieben. Doch stellte sie die Krankheit ihrer Seele fest. Zweifache Gefahren drohten den Häftlingen. Entweder verrohten sie, oder sie wurden Lebensneurastheniker, die krankhaft auf alle Schwächen und Schmutz der Menschen reagierten, bei jeder Kleinigkeit verletzt zusammenzuckten. Dies war bei Lisa der Fall. Sie war überempfindlich geworden und krankhaft in ihrem Wunsch, Schönes, Edles zu finden. Um sich vor Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit zu retten, schuf sie sich eine eigene, fast romantische Vorstellung von Menschen, idealisierte sie, zauberte sich ein sozialistisches Märchen vor, verstärkte ihre Schwäche, den Wunsch für Wirklichkeit zu nehmen. Davon mußte sie sich heilen, sonst könnte sie kein realer politischer Kämpfer werden, der die vorgefundenen Menschen auch unter den schlechtesten Bedingungen verändern konnte.

Nun war sie frei, und ein neues Leben begann. Als die deutschen Besatzungstruppen noch in Dänemark waren, die Junkers über den Zügen kreisten, hatte an der deutsch-dänischen Grenze Prinz Gregor an der Spitze einer Roten-Kreuz-Delegation die zerlumpten, verlaunten Frauenschatten mit den Worten empfangen: »Mesdames, maintenant vous êtes libres« (Meine Damen, jetzt sind sie frei).

An den Bahnstationen war die Bevölkerung wie zu einer Demonstration aufmarschiert, hatten sich die Damen der guten Gesellschaft zum Andenken Stoffstücke der Lagerhemden mitgenommen, hatte ein Lehrer seine Schüler mit Blumen hingeführt, waren die Frauen mit Süßigkeiten überschüttet worden. In Kopenhagen war der Gesundheitsminister persönlich erschienen, um die Verteilung von Essen auf Porzellantellern zu überwachen. Dem Zug gegenüber stand eine Gruppe von Wehrmachtssoldaten, die sich mit hungrigen Augen den herangeschleppten Lebensmittellkörben näherten und untereinander flüsterten: »So, jetzt ist der Krieg aus.« Zum letzten Mal hatte

Lisa die stechenden Augen der Gestapo gesehen, als sie den Trichter passierte, um auf das schwedische Schiff zu steigen. Dann war es mit dem Grauen zu Ende.

Kellner im Frack bedienten die Schreckensgestalten und verloren über die seltsamen Gäste nicht ihre Haltung, sondern servierten mit Silberschüsseln und Besteck das Essen, als ob Diplomaten gekommen wären. In Malmö wurde der wilde Haufen entarteter, schreiender Frauen, die während vieler Jahre gewohnt waren, einen Kampf auf Leben und Tod um einen Platz, ein Stück Brot zu führen, wie die vornehmsten Gäste empfangen, gebadet und von Kopf bis Fuß neu eingekleidet. Die Wohltätigkeitsdamen des Roten Kreuzes zuckten mit keiner Wimper, behielten ihre gute Erziehung und Takt, als die Frauen in wilder Schlacht die Kleider und Schuhe auf den Boden warfen, durchwühlten, um sich etwas auszuwählen. Dann ging es weiter nach Småland. Jeder Häftling hatte vom schwedischen Staat das Recht auf eine sechsmonatige Erholung erhalten und konnte nachher wählen, ob er in Schweden bleiben wollte oder nicht.

Ja, das Leben hatte begonnen. Es war Friede. Die Nerven schienen zu zerreißen, als Lisa in Malmö durchs Radio in französischer Sprache von den stürmischen Ereignissen und den letzten Zuckungen des 1000jährigen Reiches hörte. Ein Taumel hatte die fortschrittliche Welt erfaßt. Ende der Barbarei, jetzt sollte die Geschichte der Menschheit, der Sozialismus, beginnen.

Den Frauen dauerte es zu lange, sie wollten nach Hause zu ihren Familien, in das Land, für das sie gekämpft und gelitten hatten. Die seit Jahren absichtlich zur Seite gedrängten persönlichen Gefühle wurden mit einem Schlag wach. Jahre hatten sie an kein persönliches Glück, an Liebe gedacht, Jahre waren sie nur Kämpferinnen gewesen. Jetzt wollten sie leben, tausendfach leben, für ein Land arbeiten, Kinder haben, eine Familie, überall Blumen hinstellen. Die Wunschträume, die taumelnde Phantasie überrannte das reale politische Bewußtsein, das immer wieder darauf hinwies, wie schwer, wie anstrengend gerade jetzt das Leben werden würde. Es galt, eine Welt aufzubauen, die in Trümmern lag, es galt, ein demokratisches Österreich mit Menschen zu errichten, die Jahre unter Hitler gelebt hatten, die von fremden Truppen befreit worden waren. Die Genossinnen wollten die Schwierigkeiten nicht sehen, sie waren vom Glück be rauscht: »Gerade jetzt braucht man uns, jetzt ist endlich die Zeit gekommen, und wir sitzen hier und werden gesund gepflegt.« Auf Intervention des Senators Branting hin war vierzehn Französisinnen und sechs Österreicherinnen eine Villa in der Nähe von Stockholm zur Verfügung gestellt worden, in der sie wie Kurgäste von einer Schwedin betreut wurden und ihnen jeder kleinste unausgesprochene Wunsch sofort erfüllt wurde. Weder das schöne Stockholm, die Besuche vornehmer Restaurants, die Kleider und Geschenke, das Zureden, sich doch körperlich und seelisch zu erholen, um überhaupt arbeiten zu können, halfen. Tag und Nacht dachten, sprachen die Frauen von ihrem Land, von allem, was man arbeiten würde. Und leise, von Tag zu Tag stärker werdend, suchten die Gedanken die nahen Menschen. Wo waren sie alle? Wann würde Lisa ihr Kind, das sie so liebte, wiedersehen? Frühmorgens begann sie und spät abends endete sie mit dem Stricken einer schönen Wolljacke. Sie kaufte

Kleider und dachte: Das wird alles mein Kind tragen. Neun Jahre hatte sie es nicht gesehen. Sieben Jahre war es alt, als es in die Sowjetunion fuhr, und nun müßte es ein Mädchen von 16 Jahren sein. Würde sie das eigene Kind wiedererkennen? Wie ein Wurm nagte die Sorge, ob es wohl deutsch sprechen könne, denn sonst könnte sie nicht mit ihm sprechen, ihm nicht von all dem Erlebten, von ihrer Liebe erzählen. »Werde ich es umarmen und küssen, oder werde ich fremd und stumm dastehen und warten, bis wir uns finden?« Und was war mit den anderen Menschen, lebten sie noch und wo? Was war mit ihrer Liebe, dem amerikanischen Genossen und Arzt im republikanischen Spanien, geschehen², wie würde Lisa ihn wiederfinden? Wo war er, lebte er noch? Was war mit ihrer Schwester, dem Menschen, der ihr immer geholfen hatte, dessen gütige dunkle Augen sie in allen schweren Augenblicken auf sich fühlte³? Was war mit ihrem Bruder, von dem sie wußte, daß er Mitglied der nationalsozialistischen Partei gewesen war? Er machte ihr viel Sorge. Was sollte sie tun, wenn er sich etwas zuschulden hatte kommen lassen? Müßte sie ihn dem Gericht übergeben? Sie erinnerte sich an das blasse blutarme Kind, das der Vater täglich schlug und erniedrigte. So wurde er zu einem freudlosen, verwirrten, erschreckten Menschen, der nach irgendetwas suchte, um einen Sinn im Leben zu finden ... Die Kommunisten haben ihn nicht gewonnen, aber die Nazis. Im Grunde war er ein Fanatiker der Wahrheit und des Rechts. Was sollte mit ihm geschehen?

Sie dachte an alle, die sie gekannt hatte. Sie würde sie suchen und ihnen ihre Liebe, die nach so langer Zeit umso stürmischer hervorbrach, geben.

Jetzt würde Lisa glücklich sein, jetzt würde das Leben beginnen.

2 Siehe dazu Lisa Gavrič: Die Straße der Wirklichkeit, a. a. O., S. 223-232.

3 Gemeint ist Trude Bechmann, 1955-1982 Schauspielerin am Deutschen Theater in Berlin.

DIDIER ARNAUD

Das vergessene Dorf Maillé

Aus: Liberation (Paris),
24. August 2004, S. 11.

Am 25. August 1944 tötete die deutsche Wehrmacht in Maillé 130 Menschen. Danach riß man den ganzen Ort ab und baute ihn wieder auf. Der Schmerz wurde verdrängt. Sechzig Jahre später erreicht ein Film, daß die Augenzeugen ihr Schweigen brechen.

60 Jahre, ohne etwas sagen zu können. Die da jetzt sprechen, sind aufgeregt und angespannt. Es ist die Angst, etwas zu vergessen, nicht gut zu erzählen. Sie sprechen schnell. Zwischendurch lange Pausen. Sie schildern den Ablauf dieses Tages bis ins kleinste Detail. Ihres Tages. Es sind traumatische Bilder, die tief in ihrem Gedächtnis versteckt lagen, lange ignoriert und ausgeblendet.

25. August 1944. Im Dorf Maillé (Département Indre et Loire) tobt ein Massaker. 70 bis 100 deutsche Soldaten töten alles, was sich bewegt. Ein Baby bekommt eine Kugel in den Kopf. Eine Familienmutter wird mit dem Bajonett erstochen. »Sie löschten alles Leben aus«, sagt Roger Buzele, einer der Bewohner. Einhundert brutale Morde. Ein Gedenkstein an der Nationalstraße Nr. 10, eine Tafel mitten im Dorf, eine Mauer mit Namen auf dem Friedhof, allein 17 aus einer einzigen Familie. Das ist alles. Maillé. Ein vergessenes Oradour-sur-Glane.

Als die Zeitzeugen zu erzählen beginnen, glaubt man, das alles sei erst gestern passiert. An diesem Tag brach für sie eine Welt zusammen.

Die Regisseurin Josiane Maise hat erst ein Jahr zuvor von Maillé's Tragödie gehört. Sie suchte nach Augenzeugen, die heute zwischen 62 und 80 Jahren alt sind, um einen Film zu machen.¹ So etwas erlebten die Menschen von Maillé zum ersten Mal. Als das Schreckliche passierte, waren sie Kinder oder Jugendliche gewesen. Ihre Eltern sprachen nie mit ihnen darüber.

Kein Gedenken und keine Aufarbeitung. Schweigen gegenüber jedermann. Erst als die Regisseurin, eine Außenstehende, auftauchte, sprudelten die Erinnerungen.

Warum dieses Schweigen?

Gisèle hat das Massaker in einem Keller überlebt. Sie hörte die Schüsse und Schreie. Sie bekennt: »Wir haben nicht einmal untereinander darüber gesprochen. Es ist unglaublich, wie viele Menschen nicht wissen, was in Maillé geschehen ist.« Gisèle hat es von ihrer Mutter erfahren. Sie bedauert, daß die Ortsverwaltung, der Staat sich damals herausgehalten haben. »Wir haben keine Hilfe erhalten«, erklärt sie. »Bei uns hat sich niemand sehen lassen. Oradour hat der Erzbischof von Limoges aufgesucht. Das hat ihnen geholfen, wieder auf die Beine zu kommen. Uns dagegen hat niemand geholfen.«

1 Dieser Film »Der zweite 25. August« wurde am 10. September 2004 in Maillé gezeigt.

Der Auslöser

Martial Bourguignon bestätigt dieses Gefühl, von allen verlassen zu sein: »Es ist ein Jammer, daß erst nach 59 Jahren Leidensweg jemand kommt, um etwas zu unternehmen.« Reden. Einige können das nicht. Wie Serge, der gar keinen Drang danach verspürt. »Ich hatte den Schlüssel zur Kirche, ich habe sie für Besucher geöffnet, die etwas sehen wollten. Ich mußte also reden. Das tat weh.« Etwas sagen. Aber die Worte bleiben aus.

Serge Martin sagt: »Ganze acht Tage lang hat damals niemand ein Wort gesagt. Alle waren im Schock, am Boden zerstört. Nur manche redeten leise untereinander.« Pause. Dann wieder Serge: »Meine Familie ist massakriert worden. Ich kann mich nicht erinnern, daß jemand mit mir je darüber direkt gesprochen hat. Es hat nur Gesprächsfetzen gegeben.« Als sie sich zum 50. Jahrestag, 1994, endlich aufrafften, war da ein »Auslöser« gewesen. Der frühere Bürgermeister meinte, man müsse etwas tun: »Wir sind die Letzten, denen man das noch glauben wird.« Die letzten Überlebenden.

Roger Buzele spricht schnell. Als ob er rasch fertig werden will. Er berichtet vom Tag danach. Wie er durch das Dorf gegangen war, um die Toten einzusammeln. Er will nicht unterbrochen werden: »Wir waren Fünfzehn. Die ersten Toten, die ich zu Gesicht bekam, lagen auf dem Weg. Ein Fahrrad mit Anhänger. Darin zwei Kinder, getötet durch Genickschuß. Ein Mann, bäuchlings auf dem Boden liegend. Über die Leichen hatten sie eine Schicht Phosphor gestreut. Der Mann hatte keinen Hintern mehr, die Hunde hatten ihn angefressen. In einem Waschhaus lagen zwei Tote, im Rondell des Kreisverkehrs dreizehn. Aus Tours schickte man 40 Särge. Für mehr als 100 Tote.«

Die Wiege

»Manche Leichen waren verkohlt. Einige hatten nur ein kleines Loch im Hinterkopf, anderen hatten sie den Schädel eingeschlagen. Man hatte Bleichlauge über die Toten gegossen.« Roger kommt wieder zu Atem: »Wenn man so etwas gesehen hat, bleiben die Bilder für immer im Kopf.« Er unterdrückt einen Schluchzer und endet mit dem Satz: »Der Jüngste war vier Monate alt. Mit einer Kugel im Nacken lag er in seiner Wiege. Der Älteste war 89.«

Der Maquis

Nach diesen Berichten kommen die Gründe zur Sprache. Sie einzuräumen, fällt am schwersten. Einige nennen es »das Warum der Sache«. Martial Bourguignon denkt laut, es sei eine Vergeltungsmaßnahme der Deutschen gewesen – wegen des Maquis²: »Der Maquis hatte am Vortag einen Anschlag verübt. Wir waren es, die am Tag darauf dafür bezahlt haben.« Der Maquis hätte Maillé schützen sollen, statt sich aus dem Staube zu machen. Martial denkt, wie die anderen auch, »ein normaler Mensch hätte so nicht handeln dürfen.« Einige drücken ihren Abscheu aus. Alles nur Gerüchte, Erfindungen?

Martials Kinder stellen Fragen, die Deutschen betreffend: »Als sie die Kinder in ihren Wiegen töteten, müssen sie doch gefragt haben: »Wofür das alles?««

2 Wörtlich: Gestrüpp, Buschwald; übertragen: Bezeichnung für den französischen bewaffneten Widerstand.

Jean hat kurz darauf seinen Vater wiedergesehen. »Wir konnten über all das nicht reden. Wir fanden keine Worte. Wir waren im Schock.« Auch er hat mit seinen Kindern nie darüber gesprochen. Claude stößt hervor: »Mir wurde gesagt: »Es ist vorbei, das interessiert keinen mehr.« Sein Bruder wendet sich ihm zu: »Warum haben wir nicht darüber gesprochen? Gegenüber unseren Eltern haben wir einfach kein Wort herausgebracht.« – »Und eure Mutter?«, fragt die Regisseurin. »Sie hörte auf den Vater. Und der hatte immer zu tun, wenn die Rede darauf kam.«

Maillé. Es sind sehr einfache Menschen, die dort leben. Sehr arm. Des Lesens und Schreibens unkundig, wußten sie nicht, wie sie Schadenersatz beantragen sollten. Nach dem Drama sind viele aus dem Dorf fortgezogen. Pierrette erinnert sich, daß ihre Mutter auf dem Totenbett, aber noch bei Bewußtsein zu ihr sagte: »Meine Kleine! Was soll jetzt aus dir werden?« Am nächsten Tag brachte man das Kind fort. Sie hat ihre Mutter nicht lebend wiedergesehen. »Erst Jahre später ist mir bewußt geworden, daß in der Kiste, die ich an der Tür auf zwei Stühlen gesehen hatte, meine tote Mutter lag.« Pierrette weint. Heute sammelt sie Erinnerungsstücke: die Stola von Pater Sornin, den Schlüssel zur Eisenbahnschranke. Ihre Kinder waren zum Gedenken gekommen, bis sie 15 Jahre alt waren. Dann wurde es ihnen zu viel. »Man muß ihnen verständlich machen, daß der Krieg eine schmutzige Angelegenheit ist. Und daß es ihn nie wieder geben darf.«

Die Zeugenaussagen ergaben eine Sammlung von über 30 Stunden Dauer. »Zum 50. Jahrestag des Massakers von Maillé«, sagt eine Archivarin des Departements, »haben uns viele lokale Würdenträger im Stich gelassen. Die Feiern in der Hauptstadt waren ihnen wichtiger.«

Ein Massaker – im Schatten der Befreiung von Paris

Warum ist die Geschichte des Massakers von Maillé so unbeachtet geblieben? Yves Dauge, Senator und Bürgermeister von Chinon, räumt ein, »zu spät« davon Kenntnis genommen zu haben, »als es nicht mehr genügte, dort nur ein Blumengebinde niederzulegen«. Man schwieg, weil am 25. August Paris befreit wurde. Das Freudenfest überdeckte die Tragödie. Im Gegensatz zu Oradour, wo man die Trümmer stehenließ, wurde Maillé völlig abgerissen und danach wieder aufgebaut. »Man suchte das Vergessen, um sich nicht mehr an das Schreckliche erinnern zu müssen«, sagt Dauge. »Dieser Entschluß, nach vorn zu sehen, war dem Gedenken abträglich«, gibt Marc Pommereau, Präsident des Generalrates, zu. Und dann wirkte die Nähe zu Oradour – kaum 130 km entfernt – für Maillé wahrscheinlich wie eine »Konkurrenz«. Gilbert Chedozeau, der von 1977 bis 2002 Bürgermeister war, hat nie versucht, »für die Interessen der Gemeinde einzutreten und ihr trauriges Schicksal laut und unüberhörbar herauszuschreien. Das kam mir ungehörig vor.«

Gleich nach dem Krieg hat sich ein wohlhabendes amerikanisches Ehepaar der Waisen angenommen, ihnen Möbelstücke, landwirtschaftliches Gerät und viele Geschenke geschickt.

Abgesehen von dem Buch »Märtyrer Maillé«, das der Priester der Gemeinde, Abbe André Paillon, wenige Monate nach dem Massaker veröffentlichte, hat sich kein Historiker je für den Fall interessiert.

Aus dem Französischen übersetzt von LEONORA PLENER

LEONID LOPATNIKOW

Mit 18 im Krieg

Diese Erinnerungen schrieb ich, weil mein jüngerer Sohn Mitja mich darum gebeten hat. An die Veröffentlichung dachte ich erst im Vorfeld des 60. Jahrestages des Sieges. Es gibt viele Memoiren von Generälen, Berge von Büchern über Helden. Aber Aufzeichnungen, die die Ereignisse von ganz unten schildern, gesehen von einem ganz gewöhnlichen Infanteriesoldaten, der sich durch nichts Besonderes hervorgetan hatte, sind mir kaum begegnet.

In Erinnerung ist mir ein fast schwarz-weißes Bild: Weißer Schnee ringsum, grauer Himmel und schwarze Zweige über mir, weiße Birkenstämme und meine weißgetarnten Mitkämpfer neben mir, die weiß gestrichenen Fahrzeuge der Deutschen und deren graue Militärmäntel in der Ferne. Und nur ein feuerroter Fleck macht das Bild farbig: das Blut, das aus meinem Munde strömt und den Schnee einfärbt, mit dem ich den Blutfluß aufzuhalten versuche. Allmählich entschwindet das Bewußtsein ... Nach allen Regeln hätte ich damals sterben müssen, denn die deutsche Kugel traf mich direkt in den Mund, schlug mir die Zähne aus, zerbrach den Unterkiefer, streifte die Schlagader – und flog weiter. Das war am 18. Januar 1942, unweit der Station Isnoski an der Strecke Kaluga–Wjasma. Doch: Ich war nicht gestorben.

1941 waren alle meine Kräfte darauf gerichtet, die Schule erfolgreich zu beenden. Danach würde ich wie alle 18jährigen Jungen zur Armee eingezogen werden. Es roch bereits nach dem kommenden großen Krieg. Viele meiner Mitschüler bewarben sich bei militärischen Hochschulen und Ausbildungsstätten. Ich aber nahm das Gerede über den Krieg nicht besonders ernst und die bevorstehende Einberufung als etwas Gegebenes.

Am 16. Juni 1941 feierten wir unseren Schulabschluß. Die ganze Nacht liefen mein Klassenkamerad Kolja Botjagin (er fiel 1943 an der Front) und ich eng umschlungen um den Kreml herum und das Moskwa-Ufer entlang, waren fröhlich, aufgeregt, stritten über Philosophie. Mehrere Abende hintereinander versammelten wir Klassenkameraden uns mal bei dem einen, mal bei dem anderen, tanzten, sangen, tranken Wein, träumten ... Alles war wie bei anderen auch aus einem solchen Anlaß.

Und am 22. Juni begann der Krieg.

Mein Erinnerungsvermögen, das eigene Leben betreffend, ist schlecht, über ganze Jahre kann ich nichts aussagen. Doch das halbe Jahr zwischen dem 22. Juni 1941 und dem 18. Januar 1942 könnte ich fast Tag für Tag wiedergeben.

Leonid Issidorowitsch Lopatnikow – Jg. 1923; Kriegsteilnehmer 1941-1945; dann Studium der Journalistik, Aspirantur im Fach Volkswirtschaft, Tätigkeit als Wirtschaftsjournalist bei mehreren Zeitungen; später Lehrer für Wirtschaftsjournalistik u. a. an der Moskauer Universität. Autor vieler Bücher, von denen das Ökonomisch-mathematische Wörterbuch am bekanntesten ist. Die beiden Fassungen des Buches – eine kurze populärwissenschaftliche und eine umfangreiche für die Wissenschaft – erlebten zusammen 15 Auflagen in verschiedenen Ländern. Zwei Bücher wurden in Deutsch herausgegeben: Schlag nach. Ökonomisch-mathematische Methoden, Verlag Die Wirtschaft, Berlin/DDR 1975; und das Lehrbuch: E. A. Blazhnow/L. I. Lopatnikow: Die Produktionspropaganda in der

Zeitung, Karl-Marx-Universität Leipzig, Sektion Journalistik, 1971.

L. I. Lopatnikow lebt in Moskau.

Foto: privat

Schon eine Stunde, nachdem Molotow um 12 Uhr die Regierungserklärung im Radio verlesen hatte, war ich im Bezirkskomitee des Komsomol. Außer Atem fragte ich, was von uns Komsomolzen der 167. Schule verlangt werde. Viele wie ich waren schon da, weitere kamen hinzu. Der Vertreter vom Komitee teilte uns in Gruppen ein und bestimmte deren Leiter. Als erste Aufgabe stand an, Luftschutzräume für den Fall eines Luftangriffs vorzubereiten. Ich kam in den Buchladen an der Ecke Große Dmitrowka/Kamergerker Gasse. Wir bildeten eine Kette und reichten die Bücher aus dem Keller nach oben, waren freudig erregt, scherzten – offensichtlich hatten wir noch gar nicht begriffen, was eigentlich vor sich ging. Die vielen Bücher, die wir zuvor gelesen hatten, Filme von der Art »Der erste Schlag« hatten uns suggeriert, der Feind werde sehr schnell und mit Leichtigkeit zerschlagen. Hatte es doch in den Zeitungen geheißt, »der Feind wird sofort zurückgeschlagen und der Krieg ausschließlich auf Feindesterritorium geführt«. Als der sehr geräumige Keller leer war, durfte jeder von uns ein Buch mitnehmen. Ich entschied mich für eine Neuerscheinung: »Das philosophische Wörterbuch«.

Zwei, drei Nächte hintereinander säuberten wir die Metro tunnel. Das war keine leichte Aufgabe – der Dreck dort war vermutlich seit dem Abschluß der Bauarbeiten nicht abgefahren worden. Wir brachten die Tunnel in Ordnung, legten links und rechts der Gleise Bretter hin. Während der Fliegeralarme dienten sie dann Tausenden von Schutzsuchenden als Lagerstatt.

Dann rief mich – weil ich seit langem als Komsomolaktivist bekannt war – der 1. Komsomolsekretär des Bezirks zu sich. Er teilte mir mit, es sei beschlossen worden, ein Komsomolzen-Bataillon von 1000 Freiwilligen für den Bau von Verteidigungsanlagen westlich von Moskau zu bilden. Ich sollte die 2. Kompanie, bestehend aus 100 Mann, formieren und leiten. Natürlich habe ich mich zunächst an die Jungen meiner Schule gewandt. Es kamen über 50 zusammen. Die übrigen stellte das Bezirkskomitee – es waren technische Mitarbeiter des Großen Theaters (Schlosser, Dekorateur, Kellner u. a.).

Am 1. Juli fuhren wir vom Rigaer Bahnhof in Richtung Rshew ab, von dort nach Wjasma, und dann ging es mit LKWs die Chaussee Moskau–Minsk in Richtung Westen – bis zum Dorf Isdeschkowo am Ufer des Dnepr. Am Rande des örtlichen Friedhofs wurden wir ausgeladen. Über uns hinweg flogen die deutschen Flugzeuge. Sofort entstand unter uns ein Vers: »Unten Tod, oben Tod – dazwischen Kompanie Lopatnikow«. Unser Bataillonskommandeur war ein mit Orden dekoriertes Teilnehmer der Kämpfe am Chassan-See (1938 hatte dort die Rote Armee die japanischen Angreifertruppen zurückgeschlagen). Er drang auf militärische Ordnung und Disziplin, und das gefiel mir. Unsere Aufgabe war es, einen Panzergraben von sieben Metern Tiefe auszuheben. In vier Stufen warfen wir die Erde mit den Spaten nach oben. Es war sehr heiß, der Durst quälte, aber alle arbeiteten unermüdlich. In Erinnerung geblieben ist mir Viktor Awerbach – Sohn des erschossenen Vorsitzenden des Schriftstellerverbandes der UdSSR, Enkel des Lenin-Freundes W. Bontsch-Brujewitsch, später Professor für Physik an der Moskauer Universität: Als Kopfbedeckung diente ihm ein an den Enden verknotetes Taschentuch, er trug eine Brille mit dicken Gläsern, war lang,

schmalbrüstig, arbeitete wie besessen bis zur Erschöpfung. Die anderen ebenso. Auch ich – aber nicht durchgehend, weil ich zum Beispiel an Stabsberatungen teilzunehmen und mich um Lebensmittel zu kümmern hatte. Ich hatte es also in gewisser Weise leichter als die anderen.

Wir arbeiteten von früh bis spät, übernachteten in Baracken im Heu. Der Panzergraben nahm Gestalt an. Doch plötzlich kamen deutsche Flugzeuge. Sie bombardierten die Brücke über dem Dnepr, einen halben Kilometer von uns entfernt. Es war Nacht, das naheliegende Dorf wurde von Explosionen in grelles Licht getaucht. Neben uns lag eine Militäreinheit. Die Rotarmisten stellten Flakgeschütze auf, gruben sich ein. Am Tage setzte unser Bataillon seine Arbeit fort.

Da kam das Gerücht auf, die Deutschen seien am anderen Ufer gelandet. Das Gerücht schien sich bald zu bestätigen. Die ganze Gegend war voll von Truppen. Am 16. oder 17. Juli erhielten wir den Befehl, uns in Richtung Osten zurückzuziehen. Dieses Mal wurden uns keinerlei Transportmittel bereitgestellt, man hatte wohl andere Sorgen. Uns standen an die 70 Kilometer Fußmarsch bevor. Wir stellten uns in Viererreihen auf und liefen die Chaussee entlang, was ein grober Fehler war. Vermutlich konnten die deutschen Flieger die Kolonne von 1 000 Mann ausgezeichnet einsehen, und woher sollten sie wissen, daß es sich nicht um eine militärische Einheit, sondern um unbewaffnete Jünglinge handelte. Am zweiten Tag unseres Marsches sahen wir mehrere feindliche Bomber und hörten zunächst ein leises Pfeifen, dann ein immer durchdringenderes Geräusch, das ich niemals vergessen werde – das Geräusch fallender Bomben. Wir verließen blitzartig die Chaussee, warfen uns ins Feld, versuchten, uns unsichtbar zu machen. Viele lagen mit dem Gesicht zur Erde, ich aber konnte das nicht. Ich blickte um mich herum und sah, wie zunächst eine, dann eine weitere, dann eine dritte Bombe explodierte – in immer geringerem Abstand von uns. Aber eine vierte, die uns getroffen hätte, kam nicht. Die Flugzeuge drehten ab und kehrten um.

Wir hatten Glück, alle blieben am Leben. Das Ganze war uns eine wichtige Lehre. Der Bataillonskommandeur holte die Kompaniechefs zusammen und sagte, damit die Faschisten nicht wieder auf uns aufmerksam würden, sollte jede Kompanie selbständig ihren Weg fortsetzen. Das taten wir. Es gab keine Kolonne mehr, wir bildeten Gruppen und schleppten uns in Richtung Wjasma weiter. Es blieben wohl noch 25 Kilometer. Plötzlich wurde unser ordnungsgeschmückter Kommandeur nervös. Er übergab mir (weil ich gerade neben ihm war?) die Tasche mit den Unterlagen des Bataillons – und verschwand. Wir rätselten, ob er sich wohl der nahenden Front anschließen wollte, aber was wirklich geschah, blieb uns unbekannt.

Das Bataillon fiel auseinander. Als kompakte Gruppe lief wohl nur noch meine Kompanie. In Wjasma trafen wir jedenfalls als erste ein; ich ging zum Kommandanten, um weitere Befehle zu empfangen. Er brüllte mich an – um uns Rotznasen könne er sich jetzt nicht kümmern – und befahl einem der Untergebenen, uns in den ersten besten Zug nach Moskau zu setzen. Es war ein offener Güterwagenzug. Er war leer, fuhr schnell, und innerhalb von fünf bis sechs Stunden er-

reichten wir Moskau. Wir waren schwarz wie die Schornsteinfeger vom Ruß der Dampfloks und verabredeten, uns abends in der Sauna zu treffen, um den Dreck gründlich abzuwaschen.

Noch vor der Sauna gingen ein weiterer Kompaniechef und ich zum Bezirkskomitee, um über das Geschehene zu berichten. Der 1. Sekretär empfing uns mit Mutterflüchen und griff zum Revolver, wohl weil er uns der Desertion verdächtigte. Aber als ich ihm die Tasche des Bataillonskommandeurs überreicht hatte, wurde er ruhiger und wollte wissen, wie alles gekommen war – mußte er doch nach oben berichten, wieso das Komsomolbataillon auseinandergefallen war und wer Schuld daran hatte.

Anderentags, es war der 20. Juli, wurden mein Freund Wolodja Sinowjew und ich telefonisch zum Bezirkskomitee bestellt und mit einem PKW zum Moskauer Komsomolkomitee gefahren. Dort wurde mir ein Dokument ausgehändigt, das mich als »Spezialbeauftragten des Moskauer Komsomolkomitees, betreffend die Arbeit von Komsomolzen und Jugendlichen« auswies. Der Hintergrund war, daß in Moskau unter den Eltern, deren Kinder zum Bau der Befestigungsanlagen gefahren waren und nun vermißt wurden, eine gewisse Panik ausgebrochen war. Tausende Eltern belagerten die Partei- und Komsomolkomitees: Wo sind unsere Kinder, was ist beim Bau geschehen? Deshalb wurden einige Gruppen gebildet und beauftragt, die auseinandergelaufenen Komsomolzen zu sammeln, sie – wenn nötig – mit Essen zu versorgen (ins Gepäckabteil des Wagens wurden etliche Brote gepackt) und ihnen zu helfen, nach Moskau zu kommen.

Am 22. Juli waren wir mit diesem Auftrag in Kaluga. Wolodja und ich blieben im Wagen, unser Sekretär ging in das Kalugaer Stadtkomitee des Komsomol, um alles Nötige abzusprechen. Plötzlich kam er aus der Tür gerannt und rief: Moskau ist bombardiert worden! Das Moskauer Komsomolkomitee ist zerstört, wir fahren sofort ganz schnell zurück!

Unser Fahrer fuhr, so schnell es ging. Wir waren bald zu Hause und berichteten. Der Tag verging wie im Fluge, und abends hieß es: »Fliegeralarm!« Ich lief mit einigen Jungen unseres Hauses aufs Dach. Es dämmerte. Am Horizont blitzte Feuerschein auf. Der Himmel war vielfach von Scheinwerferstrahlen durchkreuzt. Immer näher kamen die Salven der Flakabwehr und das charakteristische Summen der faschistischen Flugzeuge. Plötzlich hörte ich das schon bekannte, immer stärker werdende Pfeifen. Eine Bombe! Wir rannten so schnell wie konnten nach unten, kamen bis zur dritten oder zweiten Etage, als wir ganz in der Nähe eine ohrenbetäubende Explosion wahrnahmen, viel stärker als die, die ich bei Wjasma beobachtet hatte. Fensterklirren, das Knirschen herausgerissener Türen ... Aber die meterdicken Wände unseres Hauses kamen nicht einmal ins Wanken. Die Bombe hatte ein viergeschossiges Haus, Gorkistraße 28, getroffen und zerstörte es völlig. (...)

In den folgenden Nächten wiederholten sich die Bombenangriffe mit deutscher Regelmäßigkeit.

Die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen, obwohl stets geblättert und nebelhaft formuliert, wurden immer beunruhigender. Vom Fall einzelner Städte wurde nicht berichtet, aber es lag auch so

auf der Hand: Wenn statt von der Minsker von der Smolensker Kampfrichtung die Rede war, bedeutete das, daß Minsk aufgegeben worden war. Nicht anders in der Ukraine, im Baltikum und anderswo. Meine Freunde und ich beschlossen, noch vor der Einberufung an die Front zu gehen. (...)

Eines Tages kam ein Kapitän von der Front und erklärte, seine Einheit benötige dringend Funker. Ihm wurden mehrere fortgeschrittene Schüler, darunter auch ich, benannt. Nachdem er mit uns gesprochen und unsere Arbeit am Morsegerät geprüft hatte, wählte er vier Jungen und vier Mädels aus. Ein paar Stunden wurden uns zum Fertigmachen eingeräumt, und dann fuhren wir schon in einem offenen Anderthalbtonner in Richtung Westen.

Unser Ziel war Nowoje Dugino nördlich von Wjasma, Nachrichtenregiment der 49. Armee. Wir waren glücklich, sangen Lieder, denn endlich hatte sich unser Traum erfüllt: Wir kamen an die Front.

Das Regiment war in einem gepflanzten Eichenwald stationiert. So etwas habe ich nie wieder gesehen. Die Eichen standen in geordneten Reihen, unter ihnen kein einziger Grashalm, als wäre der Boden sorgfältig gefegt worden. Im Wald waren Erdhütten gebaut, und unsere erste Aufgabe war, für uns ebenfalls eine Erdhütte zu bauen: ein Erdloch zu schaufeln, Bäume zu fällen und heranzuschaffen usw. Dafür brauchten wir zwei oder drei Tage. Unsere Hütte glich, als sie fertig war, eher einer Höhle. Aber das Wichtigste: Unsere Bemühungen waren vergebens, denn schon nach einigen Tagen erhielt das Regiment den Befehl, einen neuen Standort zu beziehen. (...)

Wir fuhren zunächst in Richtung Brjansk. Ob nur unser Regiment den Standort wechselte und an eine andere Armee übergeben werden sollte oder ob die ganze Armee verlegt wurde, davon hatte ich natürlich keine Ahnung. Später stellte sich heraus, daß wir Teil der Operation waren, bei der die 49. Armee in den Süden von Moskau verlegt wurde, da sich hier ein Durchbruch der faschistischen Truppen abgezeichnet hatte. (Der Durchbruch fand tatsächlich am 2. Oktober bei dem Ort Kirowo im Brjansker Gebiet statt. Die Situation, die an diesem Frontabschnitt damals entstanden war, hat später Konstantin Simonow sehr anschaulich in seinem Roman »Die Lebenden und die Toten« beschrieben. Wir Soldaten wußten davon damals natürlich nichts.) (...)

Zwei oder drei Mal wurden wir bombardiert. Der Zug hielt, wir sprangen aus den Waggons, warfen uns in die Gräben. Es gab Opfer, auch Tote. Sie wurden schnell beerdigt, und der Zug fuhr weiter. Einige Stunden später – es war schon Nacht – sahen wir, daß unweit der Eisenbahnlinie an mehreren Stellen etwas brannte. Der Zug blieb auf freiem Feld stehen, und es wurde ganz schnell ausgeladen. Die schweren Wagen rollten vom Zug herunter und bewegten sich auf einem zerfahrenen Weg in Richtung Wald. Und hier begann eines der schwierigsten Erlebnisse in meinem ganzen Frontleben – eines, das man getrost als Epopöe bezeichnen kann.

Während der erste Wagen noch einigermaßen leicht voran kam, blieb der zweite schon im Schlamm stecken, die Räder des dritten versanken darin zur Hälfte, der vierte saß dann völlig fest. Aber hinter diesem befanden sich noch viele weitere Wagen! (Es hieß, es waren an die 75.) Wir Soldaten nahmen nun zu 40 oder 50 Mann um

einen Wagen herum Aufstellung, hoben ihn an und schleppten ihn einige Meter nach vorn. Dann gingen wir zum nächsten, und alles wiederholte sich wieder und wieder. Die Gruppen zu je 40, 50 Mann bildeten eine lange Kette und bewegten die Kolonne Stück für Stück so lange, bis sie ganz im dichten Wald verschwunden war. Ein Glück, daß die deutschen Aufklärungsflugzeuge uns nicht entdeckt hatten.

Wir hatten Hunger, alles tat uns weh, und wir schleppten und schleppten die schweren Wagen nun durch den Wald. Das dauerte zwei, vielleicht auch mehr Tage. Eines Morgens war der Wald zu Ende. Die Vorderen gaben das Signal, stehen zu bleiben. Ich kroch zum Waldrand und sah, daß in höchstens anderthalb Kilometern Entfernung auf der Chaussee parallel zu unserem Weg sich eine endlose Panzerkolonne bewegte. Da hat mich zum ersten Mal richtige Angst, ja Entsetzen gepackt: Ich hatte doch überhaupt keine Waffe! Womit sollte ich mich verteidigen, wenn es zum Angriff kommt?

Es kam das Kommando: Motoren abstellen, im Wald bleiben, die Nacht abwarten. Ein Gutes hatte es: Wir konnten uns etwas ausruhen.

In der Nacht wurde der Marsch fortgesetzt. Wir überquerten das Feld und erreichten wieder einen Wald. Nach einiger Zeit trafen wir auf ein neues Hindernis: einen Fluß, vermutlich einen Nebenfluß der Oka. Der Fluß war nicht breit, es gab auch eine Brücke. Aber dahinter: Das läßt sich kaum beschreiben. Dahinter kam ein hoher Abhang, glatt wie eine Eisfläche. Wir schleppten den Wagen einige Meter hoch und rutschten mit ihm wieder nach unten; wir warfen unter die Räder alles, was uns in die Hände kam: Bretter, Zweige, Steine. Und krochen wieder nach oben. Und haben die ganze Kolonne herausgezogen!

Wir kamen auf einen befestigten Weg, und hier geschah etwas Unerwartetes: Die Fahrer gaben Gas, stürmten los, und wir, die wir die Wagen herausgezogen hatten, blieben zurück. Alle Kompaniechefs, alle Leiter der Radiostationen waren fort. Uns wurde gesagt, wir sollten uns zu Fuß in Richtung Tula bewegen. Wir waren an die 300 Mann. Wenn man gewollt hätte, hätten alle mitgenommen werden können. Wir waren maßlos enttäuscht. Aber Befehl ist Befehl. Wir stellten uns in Reihen auf und gingen zur Chaussee.

Dort wurden wir von der riesigen Menge der Soldaten aufgesogen, die sich auf dem Rückzug befanden. Wir verloren einander sofort aus den Augen. Der Anblick war entsetzlich. Es war ein riesiger Menschenhaufen, Tausende von Soldaten aus verschiedenen Divisionen und Regimentern. Alle bemühten sich, auf der Chaussee zu bleiben, denn an ihren Seiten war der Boden unpassierbar: Pfützen, teils schon eisbedeckt, Schlamm, die reinste Mondlandschaft. Plötzlich über uns mit ohrenbetäubendem Lärm die deutschen »Jus«, die langsam, fast wie aus Spaß, die Menge aus Maschinengewehren beschossen. Wir warfen uns auf die Erde, wie es gerade kam – in die Pfützen, in den Schlamm. Dann standen wir auf und liefen weiter. Und das wiederholte sich noch viele Male.

Damals – das einzige Mal im Verlauf des ganzen Krieges – kam mir der Gedanke: Das ist das Ende, die Niederlage ist unvermeidlich; es gibt keine Kraft, die diesen Feind zum Stehen bringen und vernichten kann.

Aber vor den Toren Tulas entdeckte ich erste Anzeichen von Ordnung. Dort war so etwas wie ein Militärlager entstanden. Die Feldküchen dampften, die Soldaten wurden »sortiert«, Kompanien und Bataillone formiert und in Marschkolonnen weggeführt. Ganz schnell waren aus der Menge die Kämpfer unseres Regiments herausgefischt und zu den bereitgestellten Anderthalbtonnern gebracht worden. Ich sah einige mir bekannte Kommandeure und wurde wieder zuversichtlich. Schon bald bewegte sich die Kolonne auf die Chaussee Tula–Moskau zu. In Nenaschewo gab es einen Halt. Es wurde schnell kalt, der Wind schlug uns ins Gesicht, es schneite stark. Das war Mitte Oktober. Ich wurde der Wache zugeteilt, erhielt ein Gewehr und Filzstiefel. Beim Postenstehen genoß ich das wunderschöne Bild: Ganz sauberer weißer Schnee ringsum, aus den Schornsteinen steigt Rauch, irgendwo unten im Tal glänzt ein noch nicht zugefrorener Fluß. Was für ein Kontrast zu dem glitschigen Morast und Dreck der vergangenen Tage! (...)

Allmählich stabilisierte sich die Frontlinie im Abschnitt der 49. Armee, ca. 10 Kilometer von Serpuchow entfernt. Links von uns befand sich die 50. Armee, die Tula verteidigte; rechts die 43. Armee um Naro-Fominsk. Wir hielten Verbindung zu deren Stäben, zum Reitercorps von Below und anderen Einheiten. Angespannt waren die Verbindungen, als die Deutschen an Tula vorbei nach Kaschira durchgebrochen waren. (...)

Eines Tages erhielt ich wieder eine Lehre fürs Leben. Neugierig darauf, was sich um mich herum tat, schaltete ich zwischen den Verbindungszeiten meinen Empfänger den Nachrichtensendern zu und hörte die neuesten Nachrichten ab. Sehr wichtig war, daß ich sie in russisch und in deutsch hören konnte (meine Kindheit habe ich in Estland verbracht, von da her verstand und sprach ich sehr gut deutsch). Am 7. Dezember (das Datum ist leicht zu merken: an diesem Tag haben die Japaner Pearl Harbour überfallen) war es mir gelungen, vier Heeresberichte abzuhören: den sowjetischen – in Russisch für die eigene Bevölkerung und in Deutsch für die Armee und die Bevölkerung des Gegners; und den deutschen – in Deutsch für »die Eigenen« und in Russisch für die Russen. Ich erhielt nicht zwei, wie zu erwarten war, sondern vier verschiedene Schilderungen eines einzigen Tages! Sie unterschieden sich in allem – auch in der Schilderung größerer Ereignisse. Über Pearl Harbour z. B. berichteten die Deutschen den »Eigenen« und verschwiegen es den Russen. Unser Informationsbüro berichtete, daß es den sowjetischen Truppen an diesem Tage gelungen war, Rostow am Don zurückzuerobern, die Deutschen erwähnten die Kämpfe in dieser Region mit keinem Wort. Die Angaben über deutsche Verluste unterschieden sich in unseren Sendungen in Deutsch und in Russisch um eine ganze Größenordnung usw. usf. Damals kannte ich noch nicht den Begriff der Feindesinformation. Für mich schlußfolgerte ich, daß man den Radiomeldungen nicht vertrauen darf.

Interessant, daß weder die Deutschen noch wir am 7. berichtet haben, daß tags zuvor die historische Gegenoffensive der sowjetischen Truppen bei Moskau begonnen hatte. Anhand einiger Details während der Sendungen bekam ich mit, daß sich an der Front etwas Bedeutendes tut; bei uns war aber noch alles ruhig. Unsere Armee

befand sich, wie später klar wurde, nicht an der Spitze des Hauptschlages. Bei uns begann die Gegenoffensive am 17. Dezember.

Einige Tage zuvor war ich in das 470. Schützenregiment der 194. Schützendivision verlegt worden. Ich wurde im Stabsunterstand registriert und als Funker dem Nachrichtenzug zugeteilt, an dessen Spitze Leutnant Generalow stand.

Generalow gefiel mir. Er war um einige Jahre älter als ich, hatte schon solide Kampferfahrung. Die Untergebenen schätzten ihn. Uns Neulingen teilte er mit, das 470. Regiment sei in den Kämpfen ziemlich strapaziert worden, die Bataillone zählten nur 100 bis 150 Soldaten, würden aber bald ergänzt werden. Wir Funker waren der Anfang. Mich empfing Generalow wohlwollend. Den Umgang mit dem Morsegerät konnte ich nun vergessen: Alle Verhandlungen des Bataillonsstabes mit dem Regimentsstab und den Nachbarn erfolgten per Fernsprecher. Man mußte nur einen angeblich geheimen Code anwenden: Der Kommandeur sollte nicht Kommandeur, sondern »der Erste« genannt werden, Munitionsanforderung hieß »schickt Gurken«, statt Bataillon oder Kompanie sollte man »die Wirtschaft von soundso« sagen. Diese Art Geheimhaltung war lächerlich, mußte aber streng eingehalten werden.

Es wütete strenger Frost. Seit ich im neuen Regiment angekommen war, kannte ich kein Dach überm Kopf mehr, und das blieb so bis zur Verwundung. Ich schlief direkt im Schnee oder auf Zweigen gefällter Bäume unter freiem Himmel. Schlaf war das eigentlich nicht: Nach zwanzig oder weniger Minuten Schlummer stand ich auf und lief herum, um mich zu wärmen. Allerdings war ich gut gekleidet: Wattejacke und -hosen, Filzstiefel, Militärmantel, Pelzmütze, gefütterte Handschuhe. (...)

Die deutsche Front war durchbrochen worden, und das Regiment verfolgte den Feind in hohem Tempo. Wir liefen Tag und Nacht im dichten Schneegestöber. Es bildete sich eine ausgedehnte Kolonne, stellenweise ging es im Gänsemarsch, einer hinter dem anderen. Funkgerät und Rucksack waren schwer. Generalow gelang es, irgendwo ein Pferdegespann mit Schlitten aufzutreiben, er packte Inventar darauf und übergab mir die Zügel. Ich war erleichtert, doch mit dem widerspenstigen Pferd hatte ich, der Stadtjunge, eine Not, die ich mein Leben lang nicht vergessen habe. Zum Glück halfen meine Kampfgefährten, die vorher Bauern waren.

Während wir die Deutschen verfolgten, kam es mehrfach zu kurzen, aber heftigen Schußwechseln. Einmal trafen wir auf ein finnisches Ski-Bataillon, das wir völlig zerschlagen haben. Die Finnen hinterließen mehrere Planwagen mit Hunderten von Skiern darin. Beim Kommando kam jemand auf die – wie es schien – geniale Idee, das ganze Regiment auf Skier zu stellen. Gesagt – getan. Nur: Die allermeisten Soldaten konnten sich darauf nicht bewegen und warfen die Skier schnell wieder weg.

Nur 20 bis 30 Stadtjungen wie ich behielten unsere Skier und bildeten so etwas wie einen Spähtrupp an der Spitze der Kolonne. Angeführt von Generalow, liefen wir bei schönstem Winterwetter den Deutschen hinterher. In den von ihnen zurückgelassenen Unterständen fanden wir Schokolade und andere schöne Sachen.

Ich aber wandte mich mehr den deutschen Zeitungen wie dem »Völkischen Beobachter« zu. In der einen Ausgabe waren zwei SS-

Männer abgebildet, die ein samtenes Banner mit einer aufgestickten Flamme und der Aufschrift »Smena smene idjot« (etwa: Generation folgt auf Generation) ausgebreitet hielten. Die Unterschrift lautete: »Ruhmreiche SS mit dem Banner einer zerschlagenen Einheit der Roten Armee«. Wußte man nicht – oder wollte man nicht wissen –, daß es sich um das Banner eines Pionierlagers oder einer Pioniergruppe, also um ein Banner der sowjetischen Kinderorganisation, handelte? In einer anderen Ausgabe war in Riesenlettern zu lesen: »Ober-Jude Litwinow-Finkelstein fährt nach Amerika!« So reagierte die Goebbels-Zeitung auf die Ernennung Litwinows zum sowjetischen Botschafter in den USA. Es gelang mir auch später nicht, herauszufinden, wieso die Deutschen auf »Finkelstein« kamen. Damit wollte man wohl Litwinows jüdische Herkunft sichtbar machen und den Antisemitismus anheizen.

Meine Skier bin ich leider sehr bald – während einer Pause in einem Försterhäuschen – losgeworden: Irgendwer nahm sie mit, und ich sah sie nie wieder.

Das Försterhäuschen blieb mir auch deshalb in Erinnerung, weil wir dort auf eine Gruppe Moskauer Studenten trafen, die in dieser Gegend aus der Luft abgesetzt worden war und unserem Regiment entgegenkommen sollte. Im Häuschen war es gut geheizt, wir aßen und tranken – Wodka. Daran wie auch an Brot und Zucker hatten wir keinen Mangel. Warmes Essen gab es im Regiment nur unregelmäßig. Wenn zu uns Versorgungssoldaten mit Thermoskannen auf dem Rücken kamen, so gab es entweder dünne Buchweizensuppe oder Brei aus Konzentraten. Die begehrten Frontzuteilungen waren irgendwohin verschwunden, wohin – ich weiß es nicht. Aber Wodka, Brot und Zucker gab es immer. Meine Mahlzeiten bereitete ich öfter auf die folgende Weise zu: Auf offenem Feuer taute ich das Brot auf, schnitt es auf, bestreute es mit Zucker und trank dazu den Wodka. Manchmal mußte das für 24 Stunden reichen. Übrigens: Es ist nicht wahr, daß Wodka den Körper nicht erwärmt. Aus eigener Erfahrung weiß ich: Hätte ich damals keinen Wodka gehabt, ich hätte die Zeit von über einem Monat im Schnee unter freiem Himmel bei dem strengen Frost des Winters 1941/1942 nicht überlebt.

Nachdem ich vom Funker zum Telefonisten geworden war, mußte ich mit der Kabelspule auf dem Rücken die Telefonleitungen zu den Kompanien und Zügen verlegen und manchmal am Telefon Dienst tun. Am schwierigsten und gefährlichsten war es, die Kabelrisse ausfindig zu machen und zu reparieren. Denn wo *ein* Geschoß die Leitung getroffen hatte, konnte auch leicht ein zweites oder drittes einschlagen. Außerdem konnten an der Linie die feindlichen Aufklärer im Hinterhalt auf unsereinen lauern.

Unser Regiment bewegte sich (wie die gesamte 194. Division) unermüdlich in Richtung der Chaussee Moskau–Kiew, um dem Feind den Weg abzuschneiden und den Rückzug zu erschweren. Bald erreichten wir die Siedlung Schanskij Sawod, wo offensichtlich die aus verschiedenen Richtungen kommenden Truppenteile zusammentreffen sollten. Von den strategischen Vorhaben des Kommandos hatten wir keine Ahnung. An der Front sieht der Soldat nicht weiter, als sein Blick aus dem Schützengraben reicht. Von den Offizieren kennt er seinen unmittelbaren Vorgesetzten, selten noch den Batail-

lonskommandeur. Ich, der ich sogar den Regimentskommandeur mehrere Male aus der Nähe gesehen habe, war eine Ausnahme. Ich verdankte das meinen Deutschkenntnissen, die beim Stab bekannt wurden, nachdem ich das Bild mit dem »Kampfbanner« aus dem »Völkischen Beobachter« herübergereicht hatte. Seitdem wurde ich zur Übersetzung von Verhören der damals seltenen Gefangenen herangezogen. (...)

Einmal wurde ein Flieger, ein Oberleutnant, gefangen genommen. Er lehnte es ab, auch nur eine einzige Frage zu beantworten, sagte, er hasse die Russen und bedauere, daß Moskau nicht völlig niedergebrannt worden war. Er wurde aus dem Unterstand geführt und erschossen. Das muß man verstehen. Unser Haß gegen die Deutschen wuchs zu jener Zeit buchstäblich von Stunde zu Stunde.

Er wuchs, wenn wir durch niedergebrannte Dörfer liefen. Fast alle Dörfer auf unserem Weg bestanden nur noch aus Reihen von russischen Öfen, um die herum der Rauch von verkohlten Resten der Holzstämme, aus denen das Haus einmal gebaut worden war, hochstieg. Zum ersten Mal in meinem Leben hörte ich das herzzerreißende Wehklagen der russischen Frauen. Der Haß wuchs, als wir im Dorf Jerdenewo, das wir im Sturm zurückerobert hatten, entdeckten, daß die Deutschen beim Rückzug die Luken der Keller, in denen sich die Schutz suchenden Menschen aufhielten, aufgerissen und Handgranaten hineingeworfen hatten.

Der Haß vermischte sich mit Verachtung, wenn wir in den Häusern, wo die Deutschen gehaust hatten, auf deren gefrorene Exkremente stießen: Diese auf ihre Kultur so stolzen Deutschen scheuten den Frost draußen und erledigten ihre Notdurft gleich hier, in der Wohnstube.

Ein anderer Gefangener war gesprächiger. Er erzählte viel Interessantes, die Vernehmung dauerte mehrere Stunden. Zum Dank bekam ich ein gutes Mittagessen und durfte dann zurück zu meinem Bataillon. (...)

Am 18. Januar früh erging an unser Bataillon der Befehl, einen Hinterhalt auf dem Weg eines großen deutschen Versorgungstrosses einzurichten. Zum Hinterhalt wurde eine Telefonleitung gezogen. Ein weiterer Telefonist und ich wurden – mit Telefon – zur Verfügung des Zugkommandeurs dorthin geschickt. Der Hinterhalt war an der Stelle, wo der Weg in den Wald führte. Vor uns lagen weite Schneefelder, sauber und locker. Die Sonne hing tief über dem Horizont, die Schatten waren lang und scharf. Es war ganz still. Ich grub mir ein Loch im Schnee, legte Zweige unter. Die Deutschen erschienen ganz plötzlich, da der Weg, wie schon gesagt, sehr tief lag und nicht einzusehen war. Erst, als sie schon ganz in der Nähe waren, sahen wir die Pferderücken und die Köpfe der Troßbegleiter. Es kam zum Schußwechsel. Unsere Soldaten gingen zur Attacke über, doch waren sie durch den tiefen Schnee behindert. Mein Kumpel wurde verwundet. Ich zog meine Handschuhe aus, um ihm zu helfen. In diesem Augenblick spürte ich einen Schlag im Gesicht, als hätte mir jemand mit der Faust einen Hieb versetzt. Zunächst hat es gar nicht geschmerzt. Schmerzhafter war ein zweiter Schlag, der die Schulter traf. Aus dem Mund stürzte Blut. Ich fing an, mit den Händen Schnee in den Mund zu stopfen, um den Blutfluß zu stillen, aber das gelang mir nicht.

Als ich zu mir kam, lag ich mit zwei weiteren Verwundeten auf einem Bauernschlitten. Kopf, Hals und Schulter waren verbunden, ich war in eine Decke und einen Mantel gewickelt. Wie lange wir so fahren, weiß ich nicht. Dann kam ich in ein Feldlazarett – ein großes Zelt, in dem viele Verwundete auf Heu gelagert waren. Von da ging es in ein Haus, wo sich der Operationssaal befand. Hier wurde ich chirurgisch versorgt und bekam zweimal eine Bluttransfusion, da ich sehr viel Blut verloren hatte. Als ich wach wurde, fragte ich: Wo sind wir? Wir waren in Iljinskoe. So kam ich zum dritten Mal an diesen Ort: Das erste Mal war ich da als Kind im Pionierlager; das zweite Mal, als wir die Siedlung von den Deutschen zurückeroberten; und nun lag ich hier als Verwundeter auf der Trage. Der Operationssaal befand sich im festen Haus – also genau dort, wo einst unser Pionierlager war.

Nach ein, zwei Tagen wurden die Verwundeten nach Naro-Fominsk gebracht. Dort kamen wir in ein Gebäude, in dem vor dem Krieg ein Heim für spanische Kinder eingerichtet gewesen war, die während des Bürgerkriegs in Spanien in die Sowjetunion gebracht wurden. An mehreren Türen sah ich Aufschriften in spanischer Sprache. Dann wurden wir nach Moskau gebracht. Als ich über mir die Fresken des Kiewer Bahnhofs sah, kamen mir die Tränen.

Aus dem Russischen übersetzt von ULLA PLENER

WLADIMIR GALL

Der Freund Konrad Wolf

Es ist bekannt, daß in den ersten Monaten des Großen Vaterländischen Krieges fast alle Soldaten und Offiziere deutscher Nationalität von der Front abberufen und in der Arbeitsarmee eingesetzt wurden. Nur wenige waren von diesem verbrecherischen Befehl Stalins nicht betroffen. Ihnen wurde »gnädigst« gestattet, im Felde zu bleiben und gegen den deutschen Faschismus weiter zu kämpfen. Über einen von ihnen möchte ich hier ausführlich erzählen.

Am Abend des 16. September 1968 war das Moskauer Lichtspielhaus »Chudoshestwenny« besonders festlich geschmückt. Die Leuchtreklamen kündigten die Premiere des Films »Ich war neunzehn« an. Als im Zuschauerraum das Licht erlosch, trat ein großer, stattlicher Mann auf die Bühne, vor die Leinwand. Das war Konrad Wolf, der Autor des Drehbuches und Regisseur des Films, kein Unbekannter für die Moskauer. Aber das, was er an diesem Abend erzählte, war neu für sie.

Im März 1934 war der achtjährige Konni nach Moskau gekommen. Die Familie des hervorragenden antifaschistischen Schriftstellers Friedrich Wolf hatte Deutschland verlassen müssen, um sich dem Zugriff der nazistischen Schergen zu entziehen. Das sowjetische Volk hatte die Wolfs herzlich aufgenommen und unser Land ist ihnen zur zweiten Heimat geworden. Seine Majestät der Zufall wollte es, daß Konni und seine Familienangehörigen in einer der Gassen am Arbat, nicht weit vom Filmtheater »Chudoshestwenny«, gewohnt hatten, wo nun, viele Jahre später, die Erstaufführung des Streifens »Ich war neunzehn« stattfand. Gerade in dieses Kino war er oft gegangen (nach der Meinung seiner damaligen Lehrer viel zu oft, zumal er deswegen ab und zu die Unterrichtsstunden geschwänzt hatte). Gerade in diesem Zuschauerraum hatte sich der künftige Präsident der Deutschen Akademie der Künste mit angehaltenem Atem »Tschapajew« und andere Meisterwerke der sowjetischen Filmkunst angesehen.

Von hier aus, vom Arbat, ging der 17jährige Konni freiwillig an die Front, ohne die Schule beendet zu haben (er lernte auch nicht weit von hier, in der 110. Schule am Nikitzki-Tor). Er ging an die Front, an der sein Vater schon kämpfte. Aber es war dem Sohn nicht vergönnt, sich mit dem Vater zu treffen. Das Kriegsgeschick hat ihn an einen anderen Abschnitt der gewaltig großen Front verschlagen, die sich über tausende Kilometer hinzog. In den Reihen der Sowjetarmee legte Konni den schweren, dornigen Weg vom Vorgebirge des Kaukasus über die blutüberströmten Steppen der Ukraine, durch die

Wladimir S. Gall – Jg. 1919; lebt in Moskau; war im Zweiten Weltkrieg Hauptmann der Roten Armee; ging am 3. Mai 1945 als einer der beiden Parlamentäre in die Zitadelle von Spandau und rettete damit Hunderten Deutschen das Leben. Nach dem Krieg einige Jahre Kulturoffizier der Sowjetischen Militäradministration in Halle/Saale. Nach der Rückkehr in die Sowjetunion lehrte der Germanist Wladimir Gall bis zu seiner Pensionierung am Moskauer Fremdspracheninstitut.
Foto: privat

zerstörten Städte und Dörfer des leidgeprüften Polen bis zu den Vororten Berlins zurück. Schulter an Schulter mit uns Sowjetsoldaten kämpfte er mutig gegen die nazistischen Horden, die in unser Land eingefallen waren.

Zum ersten Mal begegnete ich Konni im Sommer 1944 in der Westukraine in einem kleinen Dorf bei Kowel, wo die Politabteilung der 47. Armee stationiert war. Noch im Stab der 1. Belorussischen Front hatte man mir gesagt: »Du wirst dort einen der beiden Söhne von Friedrich Wolf kennenlernen.« Ich empfang schon immer Hochachtung vor diesem talentierten und tapferen Schriftsteller, der in den Vorkriegsjahren allen sowjetischen Menschen gut bekannt war – besonders durch sein antifaschistisches Theaterstück »Professor Mamlock«, das auch verfilmt worden war. Nun war ich auf die Begegnung mit seinem Sohn gespannt. Und da stand er vor mir – noch blutjung, fast noch ein Kind, hochaufgeschossen, schüchtern, mit der Medaille »Für die Verteidigung des Kaukasus« an der verblichenen Feldbluse. Deren Kragen war zu weit für seinen, wie bei einem Halbwüchsigen, mageren Hals. Tief unter der gewölbten Stirn lagen die schmalen dunklen Augen, aus denen Klugheit leuchtete. Er schaute mich aufmerksam und freundlich an ... Schon mit dem ersten Tag der Bekanntschaft begann unsere Freundschaft, die jahrzehntelang, bis zu seinem zu frühen Tode am 7. März 1982, dauerte.

Trotz seiner Jugend leistete Konni eine große und verantwortungsvolle Arbeit: Er verhörte die Kriegsgefangenen, verfaßte Flugblätter sowie Texte der Sendungen, die er selbst an die deutschen Soldaten richtete. Das war eine besonders schwere und gefährliche Aufgabe. Fast jede Nacht fuhren wir mit der Großlautsprecheranlage »MGU«, die auf einem Sonderwagen montiert war, zur Hauptkampflinie. Dort lief unsere Sendung: Wir sagten den deutschen Soldaten die Wahrheit über den Krieg und Faschismus, riefen sie auf, den sinnlosen Widerstand einzustellen, die Waffen zu strecken, sich zu ergeben und damit ihr Leben zu retten, ehe es zu spät war. In der Regel war heftiges, ja mörderisches Artillerie- und Granatwerferfeuer die Antwort auf unsere Sendungen.

Mich beeindruckten bereits damals solche Charakterzüge Konnis wie Herzlichkeit und Güte (ich nannte ihn »den Jungen mit dem goldenen Herzen«), Bescheidenheit, Gewissenhaftigkeit, Beharrlichkeit bei der Verfolgung des gesetzten Ziels und Mut. Ich möchte nur einige Beispiele anführen – einige von vielen, die von seiner bewundernswerten Tapferkeit zeugen.

Ende November 1944 erreichten unsere Truppen das östliche Ufer der Weichsel und befreiten den dort liegenden Vorort Warschau Praga. Am anderen Ufer des Flusses konnte man durch den Nebeldunst die Umrisse der von den deutschen Faschisten zerstörten Innenstadt Warschaus erkennen (genauer gesagt, dessen, was früher Warschau gewesen war). Nur noch der breite Streifen der Weichsel trennte uns von der Hauptstadt – dem Herzen Polens. Aber um dieses letzte, schwere Hindernis zu überwinden, den entscheidenden Sprung über die Weichsel zu machen, mußten wir uns gründlich vorbereiten, neue frische Kräfte sammeln.

Es kam also zu einer Kampfpause. Allerdings war es nur eine Pause vor einer neuen Offensive. Im Krieg war es nie leicht, einen Gefan-

Konni war der jüngste unter uns – sowohl dienstgrad- als auch altersmäßig. Ich war sieben Jahre älter als er und empfand für ihn wie ein älterer Bruder. Er war aber auch der Liebling der ganzen Politabteilung der Armee. Es mag wohl seltsam klingen, und doch war es so: Mitten im Krieg gegen Hitlerdeutschland war ein Deutscher unser aller Liebling. Dabei war es eine schwere, harte Zeit. In den befreiten Städten und Dörfern sahen wir die von den Faschisten zerstörten und verbrannten Häuser, die Leichen der ermordeten Greise, Frauen und Kinder. Aber die meisten (nicht alle, aber die meisten!) Sowjetmenschen setzten nie, nicht einmal in den schwersten Kriegstagen, da die Greuel-taten der SS-Fanatiker bekannt wurden, das deutsche Volk mit dem deutschen Faschismus gleich. Vielmehr verstanden wir es, zwischen dem einen und dem anderen genau zu unterscheiden. Gerade Konni und seinesgleichen ließen uns fühlen, daß es auch ein anderes Deutschland und andere Deutsche gibt.

In der Nacht vom 24. zum 25. Dezember 1944 fuhren Konni und ich mit unserem Lautsprecherwagen zu einem Kampfeinsatz. Wir kamen ans Ufer der Weichsel, nicht weit vom Dorf Jablonna-Legonowo, und stellten den Wagen an einer sicheren Stelle ab. Dies war ein ganz gewöhnlicher Einsatz – genauso wie viele vorher und nachher, in den darauffolgenden Nächten. Der Umstand, daß es gerade Heiliger Abend war, änderte nichts an der Sache. Wir hatten doch damals, vor dem Krieg, nie Weihnachten gefeiert; und jetzt, im Kriege, wäre es überhaupt lächerlich, darauf Rücksicht zu nehmen ... Und doch wurde etwas geändert. Wir wußten sehr gut, welche Rolle das Weihnachtsfest bei den Deutschen spielt. Gewöhnlich wurden unsere Sendungen mit einer Schlagermelodie eingeleitet. Diesmal aber wählten wir – sozusagen zeitgemäß und den Umständen entsprechend – das Weihnachtslied »Stille Nacht, heilige Nacht«. Wie zu erwarten, wurde die Übertragung von keinem Schuß unterbrochen. Wahrscheinlich hörten die Deutschen am anderen Ufer der Weichsel das Lied mit Andacht an. Die Nacht schien zunächst tatsächlich, wenn auch nicht heilig, so wenigstens still zu sein. Als »der musikalische Teil« der Sendung zu Ende war, begannen Konni und ich abwechselnd über das Mikrofon zu sprechen. (Den Inhalt unseres Aufrufs an die deutschen Soldaten habe ich schon oben wiedergegeben.) Da brach die Hölle los. Vom gegenüberliegenden Ufer flog uns ein Hagel von Geschossen entgegen. Unsere vom Lautsprecher verstärkten Stimmen wurden

genen einzubringen, wenn die Gefechte nicht im vollen Gang waren, sondern eben solch eine Periode der verhältnismäßigen Stille eintrat. (Im Militärjargon hieß es »eine Zunge zu nehmen«). Besonders schwer fiel es ausgerechnet in dem Moment, wo es besonders nötig war – vor dem Beginn einer Offensive. Und das war diesmal an der Weichsel wieder der Fall. Das Oberkommando der 1. Belorussischen Front brauchte bitter nötig die »Zungen«, oder wenigstens eine »Zunge«, um die Angaben über die letzten, neuesten Veränderungen im Bereich der gegnerischen Verteidigung zu erhalten. Es verlangte mit immer stärkerem Nachdruck vom Stab unserer 47. Armee, alles zu unternehmen, um wenigstens einen Gefangenen einzubringen. Das war wirklich ein »harter Brocken«. Jede Nacht begaben sich Stoßtrupps – zusammengesetzt aus den besten, kampferfahrensten, geschicktesten Aufklärern – über die zugefrorene Weichsel mit dem Auftrag, eine »Zunge« zu holen. Und jedes Mal kehrten sie unverrichteter Dinge zurück ... Auch an unsere 7. Abteilung wurde der Befehl erteilt, die Agitationsarbeit mit der Großlautsprecheranlage zu intensivieren. Die »Obrigkeit« überlegte so: Wenn es nicht gelingt, einen Gefangenen gewaltsam einzubringen, so wird vielleicht ein deutscher Soldat unter dem Einfluß unserer Sendungen freiwillig auf unsere Seite überlaufen. Ja, dieses »Vielleicht« ... Die Hoffnung darauf war – offen gesagt – sehr schwach, denn bisher hatten wir, weiß Gott, nicht so viele Überläufer. Aber man sollte nichts unversucht lassen. Befehlsgemäß verstärkten wir die Lautsprechereinsätze.

Anderthalb Monate später, Mitte Februar 1945, näherten sich unsere Truppen der Stadt Schneidemühl (Piła) und kesselten sie ein. Hier wurde besonders hart gekämpft. Es tobten Straßenkämpfe. Auch die 7. Abteilung war in vollem Einsatz. Eines Nachts fuhren Konni und ich zur Hauptkampflinie. Man brauchte nicht lange zu fahren, denn sie verlief mitten durch die Stadt. Wir stellten den Wagen an einer Mauer ab und stiegen in einen Keller hinunter, der uns geeignet und sichere Deckung zu geben schien. Von dort aus begannen wir unsere Sendung. Routinemäßig wurde sie mit dem Lied »Rosamunde« eingeleitet. Zunächst wiederholte sich alles, woran wir schon unzählige Male gewöhnt waren: absolute Stille bei der »musikalischen Einleitung« (die deutschen Soldaten hörten sich mit großem Vergnügen einen ihrer Lieblingschlager an) und dann mörderisches Feuer während der eigentlichen Sendung, die den Herren Offizieren wohl gegen den Strich ging. Dann geschah aber etwas Ungewöhnliches und Unerwartetes. Zum Schluß der Sendung ließen wir – sozusagen als »musikalische Umrahmung« – das Lied »Das blonde Käthen« abspielen. Konni und ich bevorzugten diesen Schlager, weil er – wie uns aus den Verhören der Gefangenen bekannt war – sich bei den deutschen Soldaten besonders großer Beliebtheit erfreute. Tatsächlich war ja die Melodie leicht, einschmeichelnd und beschwingt. Wir dachten, das Feuer werde jetzt eingestellt werden, und die wohltuende Stille trete darauf wieder ein, wie das bei allen vorhergegangenen Sendungen der Fall war. Diesmal verhielt sich aber der Gegner ganz anders. Vielleicht gingen ihm die Nerven durch, oder es war ihm die Wahrheit, die Konni und ich soeben über das Mikrofon sagten, zu unangenehm. (Denn zum Schluß der Sendung riefen wir: »Auf euch wartet nicht der Endsieg, sondern

der entsetzliche Untergang unter den Trümmern der eingeschlossenen Stadt, wenn ihr euch nicht sofort ergebt!«). Wie dem auch sei, der Artilleriebeschuß hörte nun – wider Erwarten – nicht auf. Er ließ nicht einmal nach, sondern wurde sogar noch heftiger. Die Musik verriet unseren Aufenthaltsort, man hatte uns angepeilt, die Geschosse detonierten immer näher, sie trafen schon die Mauer, an der unser Lautsprecherwagen stand, und Granatsplitter und Ziegelbruchstücke hagelten auf sein Dach. Die Wände des Kellers und das Kellergewölbe begannen unter den Detonationen zu zittern. Jede Sekunde konnte ein Volltreffer kommen, vor dem uns nicht einmal das starke, meterdicke Kellergewölbe gerettet hätte. Und draußen dröhnte wie zum Hohn durch den Lautsprecher die flotte und beschwingte Melodie, und im Refrain setzte fröhlich und unbeschwert das Rudi-Schwicke-Terzett ein, den Artilleriebeschuß übertönend:

»So wie mein blondes Kätzchen,
so küßt kein andres Mädchen ...
Wenn auch viele lieb und reizend waren,
keine war im Küssen so erfahrend ...«

Man mußte den Plattenspieler im Wagen augenblicklich abstellen, denn die Artillerie schoß in die Richtung, aus der die Musik kam. Aber unser Tonoperator Wassja – ein blutjunger Starschina, der zum ersten Mal an einem Kampfeinsatz teilnahm – saß regungslos mit verstörtem Lächeln in einer Kellerecke. Sekunden verstrichen, jede von ihnen kam uns wie eine ganze Ewigkeit vor. Plötzlich sprang Konni auf, rannte die Treppe hinaus auf die Straße, stürzte in den Wagen und stellte den Plattenspieler ab. Das Lied vom kußfreudigen blonden Kätzchen brach mitten im Kuß jäh ab. Der Lautsprecher verstummte. Die Artillerie des Gegners verlor den Orientierungspunkt, nach dem sie sich richtete, und stellte das Feuer ein. Es wurde still, so still, daß unsere Ohren schmerzten. Wir waren gerettet, das heißt, Konni hat uns durch seine mutige Tat gerettet. Schweigend stiegen wir die Kellertreppe hinauf. Der Himmel wurde im Osten schon hell. Die Mauer wies viele frische Einschüsse auf. Konni stand auf dem Trittbrett des Wagens und fegte von dessen Dach Granatsplitter und Ziegelbrocken herunter. Auf dem Rückweg in unsere Politabteilung dachte ich an Konnis Tat und an das verhängnisvolle Lied vom blonden Kätzchen. Es war mir klar, daß ich beides nie vergessen werde ...

Nun kommt das dritte Beispiel (aller guten Dinge sind drei). Es vergingen noch zweieinhalb Monate. Am Morgen des 2. Mai 1945 ließ der Chef der Politabteilung der Armee, Oberst Kalaschnik, alle Offiziere zu sich kommen. Er erklärte uns: »In dieser Nacht wurden in größter Eile in der Gegend des Olympischen Stadions in Berlin-Charlottenburg etwa fünfundzwanzig- bis dreißigtausend deutsche Soldaten und Offiziere zusammengetrommelt. Den Kern bildeten einige tausend SS-Leute, Offiziere und insbesondere hohe Tiere aus der Nazi-Partei und den verschiedenen Regierungs- und Verwaltungsstellen. Sie waren unter sich im klaren, daß mit diesem Krieg, mit Hitler kein Blumentopf mehr zu gewinnen war. Einige spekulierten noch darauf, die Westalliierten gegen die Sowjetunion aufzubringen. Jedenfalls wollten sie über die Elbe zu den Amerikanern, einige glaubten auch, untertauchen zu können. Der größte Teil be-

vom Lärm der Detonationen verschluckt. Plötzlich bemerkten wir aus unserer sicheren Deckung auf dem Eis der zugefrorenen Weichsel einen Punkt, der sich in unsere Richtung bewegte. Die Leuchtpurgarben konzentrierten sich sofort auf ihn. Kein Zweifel: das ist ein Überläufer!, schoß es mir durch den Kopf.

Er kam immer näher. Es war tatsächlich ein deutscher Soldat auf dem Wege zu uns. Als er die Uferböschung emporkletterte, sah man, wie erschöpft er war. Nach Atem ringend, ließ er sich bei uns zu Boden fallen. An seinem todmüden Gesicht war deutlich das Glück zu erkennen, dem sicheren Tod entronnen zu sein. Wir ließen den Überläufer verschnaufen. Dann baten wir ihn, sich über das Mikrofon an die Soldaten seiner Einheit zu wenden. Er tat es auch, etwas ungeschickt anfangs, aber dann wurde er ruhiger und sicherer, nannte seine Kameraden beim Namen und rief ihnen zu: »Glaubt unserem Kompaniechef kein Wort! Die Russen erschießen keinen Gefangenen! Folgt meinem Beispiel!«

Und nun geschah das geradezu Unwahrscheinliche: Abermals tauchte auf dem Eis ein dunkler Punkt auf, abermals eröffneten die Deutschen mörderisches Feuer auf ihren Landsmann, abermals näherte sich ein deutscher Soldat unserem Ufer. Allerdings ging diesmal alles nicht so glatt wie vorher. Als dieser zweite Überläufer schon ganz nah vor uns war, verließen ihn die letzten Kräfte und er blieb auf dem Eis liegen. Und da zeigte Konni seinen Mut. Obwohl das Feuer noch heftiger und fürchterlicher wurde, kroch er zu diesem Landser und half ihm,

die Uferböschung emporzuklettern. Dabei wären die beiden um ein Haar ums Leben gekommen. Aber Ende gut, alles gut. Wir bekamen zwei Überläufer auf einmal! Unglaublich! »Es geschehen noch Zeichen und Wunder! Wahrscheinlich ist so was nur am Heiligen Abend möglich«, scherzte ich, wenngleich es uns noch vor fünf Minuten gar nicht nach Scherzen zumute war. Die beiden Soldaten lagen sich in den Armen. Vor Aufregung konnten sie zunächst kein Wort herausbringen. Jeder von ihnen hat sich selbst das schönste Weihnachtsgeschenk beschert: er hat sich das Leben gerettet ... Noch in der Nacht fuhrn wir »nach Hause«, in die Politabteilung, zurück. Es brach ein neuer Tag an, der erste Weihnachtstag. »Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen« – diese Worte aus dem Evangelium von Lukas wurden – und werden auch jetzt – oft zitiert, besonders in den Weihnachtstagen. Uns aber stand noch ein langer und harter Kampf bevor, damit tatsächlich Friede auf Erden triumphiert ...

stand jedoch aus Resten zerschlagener Einheiten, Volkssturmbattalitionen mit vierzehn- bis sechzehnjährigen Jungen, Bedienungsmannschaften des Fernmeldewesens, der Flak, der Verwaltung usw. Kurz gesagt – ein bunt zusammengewürfelter Haufen. Diesen Leuten wurde selbstverständlich nichts über die wahren Pläne und Absichten der hohen Herren gesagt. Man gaukelte ihnen das aufgewärmte Märchen von der »Armee Wenk« vor: Diese »Geisterarmee« wollte vom Südwesten her Berlin aus der Umklammerung befreien, war jedoch schon vor etlichen Tagen zerschlagen worden.

Nun sollten die gesammelten Truppen den »ehrenvollen Führerbefehl« ausführen und als »geballte Faust« den sowjetischen Riegel in Berlin sprengen, um sich dann mit der angeblich entgegeneilenden Armee Wenk zu vereinigen. Und das zu dem Zeitpunkt, als weder von dieser Armee noch vom »Führer« selbst eine Spur übriggeblieben war. Das war wohl der gemeinste, aber auch raffinierteste Plan der Nazis in der letzten Kriegsphase. Es war geplant, nach dem Durchbruch in die Zitadelle Spandau »einzukehren«, um sich dort zu »stärken«, das heißt die starke Besatzung der Festung sowie Bewaffnung, Munition, Brennstoff, Lebensmittel usw. mitzunehmen. Das alles hätte die Durchbruchstruppen tatsächlich um vieles gestärkt. Aber unsere Parlamentäre, Major Grischin und Hauptmann Gall, waren ihnen um ein paar Stunden zuvorgekommen und hatten ihnen – ohne es allerdings selbst zu ahnen – einen bösen Streich gespielt. Als sich diese Truppen der Zitadelle näherten, wurden sie mit Artilleriebeschuß »empfangen«, denn dort waren schon die sowjetischen Soldaten. Die Kapitulation der Festung war für die durchbrechenden Deutschen eine böse Überraschung. Das hat den ersten Teil ihres Plans scheitern lassen und sie etwas geschwächt. (In diesem Moment warf Kalaschnik einen kurzen, dankbaren Blick auf Grischin und mich.) ... Die Deutschen hatten weder Zeit noch Kraft, die Zitadelle anzugreifen. Sie stießen von Spandau aus nach Westen vor. Einige Truppen bewegen sich jetzt auf der Chaussee, an der unser Dorf liegt. Es ist durchaus möglich, daß sie am Rand an uns vorbeiziehen werden.«

Nach dieser langen Erklärung erteilte der Oberst einen militärisch knappen, eindeutigen Befehl: »Alle Offiziere und Soldaten der Politabteilung sollen in voller Gefechtsbereitschaft sein, dabei aber die sorgfältigsten Tarnungsmaßnahmen treffen, damit der Gegner uns nicht entdeckt. Wenn es doch geschieht und die Deutschen uns den Kampf aufzwingen, werden wir ihn aufnehmen und uns bis zum Letzten verteidigen.«

Alles war klar. Wir verließen Kalaschniks Arbeitszimmer. Inzwischen hatte sich das Wetter verschlechtert – genauso wie unsere Stimmung. Es rieselte ein feiner Sprühregen herab. Der Abend kam. Da regnete es schon in Strömen – wie im Herbst. Dunkle, bleierne Regenwolken hingen tief über dem Dorf, und es war stockfinster geworden. Alle Mitarbeiter der Politabteilung hatten sich versteckt am Rand der Chaussee hingelegt. Neben mir lag Konni. Jeder von uns hatte eine Pistole und zwei Handgranaten. In unserer Nähe lagen die Armeebefehlshaber des Nationalkomitees »Freies Deutschland«; auch sie mit der Waffe in der Hand. Hinter uns dehnte sich, die Chaussee entlang, eine Kette von Bauernhäusern mit sorgfältig verdunkelten Fenstern. Aus einem Haus, in dem die Redaktion unserer

Armeezeitung »Frontowik« (»Frontkämpfer«) untergebracht war, ertönte gedämpft die uns so vertraute Stimme Juri Lewitans, der Sprecher Nr. 1 des sowjetischen Rundfunks. Es wurde nämlich der Befehl des Obersten Befehlshabers der Streitkräfte der Sowjetunion, Marschall Stalin, über die Befreiung Berlins vorgelesen. In einigen Minuten würde in unserer Hauptstadt Salut zu Ehren der Truppen der 1. und der 2. Belorussischen und der 1. Ukrainischen Front, also auch uns zu Ehren, geschossen werden. Und der Himmel über Moskau würde von unzähligen bunten Raketen erhellt sein. Doch was würde uns, denen diese Ehre mit galt, in einigen Minuten erwarten? Wir wollten, daß hier alles ohne Salven und Raketen abgeht. In der ganzen Situation gab es etwas Paradoxes. Aber es war uns damals nicht nach Paradoxen zumute.

Auf der Chaussee war Lärm zu hören, der zuerst schwer zu definieren war. Er schwoll immer mehr an. Bald konnte man das Dröhnen der Panzer- und LKW-Motoren erkennen. Wir drückten uns an die regennasse Erde. Silhouetten von Panzern, Selbstfahrlafetten und Lastkraftwagen rasselten an uns vorbei. Allmählich wurde dieser Lärm immer schwächer, dann verhallte er ganz. Die Kolonne war an uns vorbeigefahren, ohne uns entdeckt zu haben. Der Kelch war diesmal an uns vorübergegangen.

Der nächste Morgen, der 3. Mai 1945, war strahlend schön, am wolkenlosen Himmel schien die Sonne, als ob es gestern weder Regen noch Aufregung gegeben hatte. Der Chef der Politabteilung hatte mich rufen lassen. Ich betrat wieder sein Arbeitszimmer, aber diesmal allein. »Genosse Oberst, Hauptmann Gall meldet sich zur ...« Kalaschnik, der an seinem Schreibtisch saß, winkte ab und deutete auf einen Stuhl. »Setzen Sie sich!« Sein Gesicht war ernst, fast finster. Auch seine Stimme klang heiserer als sonst, oder schien es mir nur so, als er mir sagte: »Gestern habe ich alle Offiziere der Politabteilung über die entstandene Lage informiert, Sie wissen also Bescheid. Selbstverständlich traf das Sowjetische Oberkommando alle notwendigen militärischen Maßnahmen zur Zerschlagung der durchgebrochenen deutschen Truppen. Diese Maßnahmen werden schon erfolgreich ausgeführt. Aber gleichzeitig erließ es einen Befehl, der alle unsere Einheiten auffordert, unnötiges Blutvergießen zu vermeiden. Zu diesem Zweck haben wir Parlamentäre zu schicken. Diese sollen versuchen, die Deutschen zur Kapitulation zu bewegen.« Hier sah mich Oberst Kalaschnik durchdringend an und fuhr fort: »Ich weiß, Genosse Hauptmann, daß ich es eigentlich nicht tun dürfte, Sie noch einmal als Parlamentär zu schicken, nachdem Sie erst vorgestern in der Zitadelle Ihr Leben riskiert haben. Und ich verstehe auch, wie schwer es Ihnen fallen wird, dasselbe noch einmal zu tun. Aber wir sollen doch versuchen, Tausenden betrogenen Deutschen, die sich zu diesem verzweifelten und von Anfang an zum Scheitern verurteilten Abenteuer hinreißen ließen und jetzt in ihr Verderben rennen, in letzter Minute – kurz vor Toresschluß – das Leben zu retten. Wir müssen sie vor dem sicheren Tod bewahren. Und da Sie in der Zitadelle Spandau Ihren Auftrag so glänzend erfüllt haben, bin ich überzeugt, daß Sie auch diesmal alles genauso erfolgreich schaffen werden. Nehmen Sie also den Lautsprecherwagen und fahren Sie dorthin, wo unser Stab diese Deutschen vermutet.«

Er zeigte mir auf der Karte, die auf seinem Schreibtisch lag, eine rot angezeichnete Stelle. Ehrlich gesagt, war ich von diesem neuen Auftrag wenig begeistert. Ich mußte an meinen Freund Nikolai Djalenko denken, wie schwer es ihm in Stalingrad gefallen war, zum zweiten Mal als Parlamentär in den Stab des General Paulus zu gehen. Unwillkürlich erinnerte ich mich auch an die alte Regel: Man darf das Schicksal nicht zweimal herausfordern. (Ich hoffe, daß niemand mir nachträglich diese Gedanken verübeln oder gar Aberglauben und Feigheit vorwerfen wird. Schließlich ist auch ein Soldat nur ein Mensch, und nichts Menschliches ist ihm fremd.)

Aber es war nichts daran zu rütteln: Befehl ist Befehl. Und außerdem gab es noch einen Befehl: den Befehl des Herzens. Man mußte alles tun, um diese Deutschen vor dem sicheren Tod zu retten.

Alle diese Gedanken und Gefühle reduzierte ich auf die übliche vorschriftsmäßige militärische Formel: »Zu Befehl, Genosse Oberst! Bitte um Erlaubnis, abtreten zu dürfen.« »Gehen Sie, Genosse Gall! Ich wünsche Ihnen viel Erfolg und glückliche Rückkehr!«

Ohne besondere Vorkommnisse gelangten wir zu unserem Einsatzort, stellten den Wagen auf einem Hügel ab (mit dem Lautsprecher in die Richtung, wo wir die Deutschen vermuteten) und begannen die Sendung. Einander am Mikrofon ablösend, forderten Konni und ich die deutschen Soldaten und Offiziere auf, sich zu ergeben und zu uns zu kommen. Und da kamen sie: aus irgendwelchen Gräben, hinter Büschen und Sträuchern hervor, aus einer versumpften Wiese, aus einem Wäldchen. Sie kamen zu zweit, zu dritt, gruppenweise – alle verschmutzt, hungrig, ausgemergelt, zerlumpt, verzweifelt, mit erloschenen Augen. In wenigen Stunden folgten unserer Aufforderung einige hundert Männer. Auf unsere Anweisung hin näherten sie sich im Gänsemarsch, legten an der vorgeschriebenen Stelle ihre Waffen nieder, versammelten sich hinter unserem Wagen, auf dessen Dach eine weiße Fahne wehte, und warteten auf den Abtransport ins Kriegsgefangenenlager.

In einem Lastkraftwagen kam Major Kasakewitsch bei uns vorbei. Er versprach uns, einen Wagen und einige MPi-Schützen zu schicken, damit die erbeuteten Waffen und die Gefangenen ins Hinterland gebracht werden können. Als wir unseren Einsatz gerade beenden wollten, erschien am Waldrand noch eine Gruppe von etwa fünfzig Mann. Wir beschlossen, diese Gruppe noch aufzunehmen, und warteten auf sie. Zuerst ging alles glatt, dann geschah aber etwas Überraschendes: Statt die Hände zu erheben und im Gänsemarsch zu kommen, bildeten sie eine Gefechtsordnung und schickten sich an, uns in die Zange zu nehmen. Bisher war alles so glatt verlaufen, daß wir etwas sorglos geworden waren und das Gefühl für die Gefahr verloren hatten. Und da war plötzlich eine bedrohliche Situation entstanden. Wieder schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Man soll das Schicksal nicht zweimal herausfordern!

Die Gefangenen, die um den Wagen versammelt waren, merkten gewiß alles und verstanden, was los war. Vermutlich beabsichtigten sie nicht, uns in den Rücken zu fallen, hatten aber auch nicht den Wunsch, uns zu helfen, die Waffen zu ergreifen und mit uns gemeinsam den Angriff abzuwehren. Die einen flüsterten einander etwas aufgeregt zu, die anderen sahen uns mit Neugierde und sogar mit

Ich verließ die Unterkunft Kalaschniks. Im Hof wartete Konni auf mich, der auf mir rätselhaft und unerklärliche Weise schon von meinem neuen Auftrag erfahren hatte. Vor zwei Tagen wollte er »der Dritte im Bunde« sein und als Parlamentär in die Zitadelle Spandau mitgehen. Aber Grischin und ich konnten ihn nicht mitnehmen. Denn die SS-Fanatiker, die sich in der Festung verschanzt hatten, hätten schon an seiner Aussprache einen Deutschen erkannt, und es wäre von vornherein um alle drei Parlamentäre geschehen. (Der Umstand, daß Konni nicht mitgegangen war, hatte gar nicht bedeutet, daß der Parlamentärgang nunmehr für Grischin und mich zu einem Vergnügungsspaziergang geworden war. Aber das ist ein Kapitel für sich ...) Jetzt bestand Konni darauf und setzte seinen Willen durch. Wir fuhren also zu dritt: unser Fahrer, Konni und ich.

Spott an, die dritten blieben apathisch und gleichgültig. Die Angreifer kamen immer näher. Ich sagte zu Konni: »Wenn die uns wirklich angreifen, ist es aus mit uns, ob zu dritt oder zu zweit. Mach also, daß du wegkommst.« Konni erwiderte jedoch: »Nein, Wolodja, ich bleibe mit euch bis zu Ende.« Er sagte das ganz schlicht, ohne Pose.

Ich wiederholte meine Aufforderung nicht mehr und befahl nicht, obwohl ich in diesem Fall wie in den erwähnten Filmen der Vorgesetzte, der »Natschalnik«, war, sondern ich ließ Konni gewähren. Wir standen zu dritt, Schulter an Schulter, mit entscherten Pistolen und Handgranaten. Aber was würde uns das schon helfen? Die Angreifer waren inzwischen schon ganz nah. Es schien: Noch eine Sekunde, und sie werden sich auf uns stürzen. Aber im allerletzten Moment geschah – wieder urplötzlich – nochmals etwas Unerwartetes: Die Männer lösten die Gefechtsordnung auf und kamen im Gänsemarsch auf uns zu. An der Spitze stolzierte – jawohl, nicht ging, sondern stolzierte! – ein Marineoffizier, ein Kapitänleutnant. Er blieb ein paar Schritte vor uns stehen, schnallte seinen Offiziersdolch ab und überreichte ihn mit einer pathetischen Geste mir als dem Rangältesten. Seine Soldaten warfen schweigend und düster, ohne jegliche Pathetik, die Maschinengewehre zu Boden und traten zur Seite, zu den anderen Gefangenen. Da kam auch schon der versprochene Lkw mit den MPi-Schützen. Sie luden die Waffen auf, ließen die Gefangenen antreten und führten diese ab. Major Kasakewitsch hat sein Wort gehalten.

Damit Konni sich immer an diesen entscheidenden und dramatischen Augenblick in unserem Leben erinnert, schenkte ich ihm den Dolch des Marineoffiziers. Aber was heißt Dolch?! Ich schenkte ihm mein Herz! (Auch das mag vielleicht pathetisch klingen, aber es war so, denn in dem Moment, als Konni sagte: »Wolodja, ich bleibe mit euch bis zu Ende« spürte ich, was er für mich bedeutet. Er hatte nochmal seine Charaktereigenschaft offenbart, die ich an ihm besonders schätzte: die Tapferkeit).

Viele Jahre sind seitdem vergangen, aber ich kann immer noch nicht begreifen, wozu der Kapitänleutnant dieses Theater mit dem Angriff brauchte. Wollte er unsere Nerven kitzeln? Oder wollte er uns tatsächlich angreifen, hat es sich aber dann im letzten Augenblick anders überlegt? Wie dem auch sei, dieser Einsatz endete für uns günstig ... Das war eine Aktion unserer Sowjetarmee im Geiste der Humanität. Konni und ich nannten sie mit Recht »die Aktion Barmherzigkeit«!

Nun gehe ich wieder in die letzten Kriegstage zurück, und zwar auf den 22. April 1945. Soeben wurde die Stadt Bernau von unseren Truppen eingenommen. Konni und ich standen am Lautsprecherwagen, unterhielten uns lebhaft und bemerkten nicht, wie neben uns einige Wagen des Armeestabes hielten. Aus einem Jeep stiegen unser Oberkommandierender, Gardegeneralleutnant Perchorowitsch, und sein Adjutant. Der General kam auf uns zu. Wir brachen das Gespräch jäh ab und nahmen Haltung an. Perchorowitsch begrüßte uns und wandte sich an Konni: »Sagen Sie, Leutnant, wo kommen Sie eigentlich her?« »Aus Moskau, Genosse General!« »Nein, ich frage nach Ihrer Geburtsstadt.« »Aus Stuttgart, Genosse General!« »So, nun hören Sie zu. Mir wurde soeben gemeldet, daß es hier in Bernau

Später sah ich mehrmals ähnliche Situationen in den sowjetischen Kriegsfilmen (zum Beispiel im Streifen »Wart' auf mich ...«): der eine Freund fordert den anderen auf wegzugehen, ehe es zu spät ist. Dieser will es nicht. Dann befiehlt es der erste als Vorgesetzter. Der zweite muß gehorchen. Sie umarmen sich, und der zweite geht, nur mit Mühe die Tränen zurückhaltend ... Nun, es mag schon sein, daß es sich so zugetragen hatte.

Für die aktive und erfolgreiche Teilnahme an diesem Unternehmen und dem dabei bewiesenen Mut wurde Konni mit dem Orden »Roter Stern« ausgezeichnet. Ein Vierteljahrhundert später, im Mai 1970, verlieh das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR anlässlich des 25. Jahrestages des Sieges über den Hitlerismus dem Präsidenten der Deutschen Akademie der Künste, Konrad Wolf, den Orden des Vaterländischen Krieges 1. Grades. Die gleiche Auszeichnung erhielt (postum) sein Vater, Friedrich Wolf, der ebenfalls mutig und selbstlos gegen den deutschen Faschismus gekämpft hatte.

Der General nahm aus seiner Kartentasche, die ihm der Adjutant hielt, einen Bogen Papier und schrieb ein paar Worte darauf. Dann reichte er Konni den Zettel und sagte: »Kümmern Sie sich vor allem um die Lebensmittellager!« »Zu Befehl, Genosse General!« Konni antwortete vorschriftsmäßig, ganz automatisch, aber auf seinem Gesicht war die größte Verstörtheit geschrieben. Kein Wunder. Ein neunzehnjähriger Jüngling sollte Kommandant einer soeben eroberten unruhigen Stadt werden. General Perchorowitsch wird das wohl gemerkt haben. Indem er wieder in den Jeep stieg, rief er Konni – nicht im Kommandoton, sondern scherzhaft und ermunternd – zu: »Stuttgart kann ich Dir leider nicht anbieten, dort sind die Amerikaner. Aber Du wirst bestimmt auch hier alles gut machen.« Die Offiziere, die in den anderen Wagen saßen, lachten zustimmend. Die Motoren heulten auf, die Kolonne setzte sich in Bewegung und verschwand im Nu hinter einer Straßenecke. Wir blieben allein zurück. Ich nahm den Zettel, den Konni immer noch in der Hand hielt, und las die paar Zeilen, geschrieben mit der schwungvollen zuversichtlichen Handschrift unseres Generals: »Hiermit ernenne ich den Leutnant Konrad Wolf zum Kommandanten der Stadt Bernau. Gardegeneralleutnant, Held der Sowjetunion F. J. Perchorowitsch, Oberbefehlshaber der 47. Armee. Bernau, den 22. 4. 1945«.

zu Unruhen gekommen sein soll. Der Kommandant ist aber noch nicht eingetroffen. Deshalb ernenne ich Sie zum provisorischen Stadtkommandanten.«

In diesem Moment trat ein älterer Starschina an uns heran und meldete sich feierlich bei Konni: »Zu Ihrer Verfügung, Genosse Kommandant!« (Altersmäßig hätte der Starschina Konnis Vater sein können.) Er nahm mir das Blatt aus der Hand, las es bedächtig durch und sagte ehrfurchtsvoll und bedeutsam: »Das ist ein Dokument!« Danach faltete er es sorgfältig zusammen, steckte es in Konnis Brusttasche der Uniformbluse und fragte, diesmal mit einer ganz gewöhnlichen und sachlichen Stimme: »Nun, was machen wir, Kommandant?« Konni überlegte einen Augenblick und sagte dann entschlossen: »Vor allem die Lebensmittellager und das Post- und Telegrafenamnt besetzen!« (Später erzählte er mir, er habe dabei nicht nur an den Befehl des Generals Perchorowitsch gedacht, sondern an die Filme über die Oktoberrevolution und den Bürgerkrieg, die er Ende der dreißiger Jahre in Moskau im Kino »Chudoshestwenny« am Arbat gesehen hatte.)

Ich mußte weg, verabschiedete mich von dem frischgebackenen Kommandanten, stieg in den Lautsprecherwagen und fuhr ab. Doch ich weiß, was Konni an diesem einen Tag geleistet hat: Er ließ die Kommandatur einrichten, organisierte einen Patrouillen- und Postdienst und den Schutz der wichtigsten Objekte. Es gelang ihm auch, ersten Kontakt mit der Bevölkerung aufzunehmen und einige Antifaschisten ausfindig zu machen, die sofort ihre Aufträge erhielten und als Kern der künftigen Stadtverwaltung in Aussicht genommen wurden. Und er fand sogar Zeit, sich auf Bitten des örtlichen Pfarrers ein Orgelstück anzuhören.

Als er von der Kirche zur Kommandatur zurückkehrte, sah er plötzlich, daß im dritten Stock eines Hauses ein Fenster aufgemacht wurde. Dort erschien das verzweifelte Gesicht einer Frau. Sie war im Begriff, sich auf die Straße hinauszustürzen. Blitzschnell eilte Konni ins Haus. Mehrere Stufen auf einmal nehmend, war er in wenigen Sekunden im dritten Stock, drang in die Wohnung und konnte im allerletzten Augenblick das Unglück verhindern. Er zerrte die Frau vom Fensterbrett ins Zimmer zurück. Eingeschüchtert durch die Goebbelssche Propaganda, wollte sie sich das Leben nehmen. Konni sprach sehr lange und eindringlich mit ihr und verließ ihre Wohnung erst dann, als er sich überzeugt hatte, daß sie schon ganz ruhig wurde und sich nichts mehr antun würde ... An diesem Tag blieben die meisten Einwohner Bernaus zu Hause, und das Telefon funktionierte nicht. Dennoch hat sich die Nachricht von der humanen Tat des jungen sowjetischen Kommandanten wie ein Lauffeuer in der Stadt herumgesprochen.

Am nächsten Morgen kamen ich und noch ein Offizier, Sascha, mit dem Lautsprecherwagen nach Bernau zu Konni. Er sollte uns als den »Quartiermachern« des Armeestabes behilflich sein, geeignete Unterkünfte zu finden. Wie immer beim Quartiermachen bevorzugten wir auch diesmal den Stadtrand und suchten nach Kasernen, Schulen oder ähnlichen Gebäuden. Schließlich hielten wir vor einigen Häusern. Sie lagen etwas abseits und schienen uns geeignet zu sein. Wir stiegen aus, gingen in eines der Häuser, betraten einen lan-

gen Korridor. Da ertönte aus einem der Zimmer Schreibmaschinen-geklapper. Konni als »Stadtvater« machte die Tür auf, wir traten ein und stutzten. Vor Überraschung blieb uns die Spucke weg: Es war eine vollbesetzte Schreibstube der Wehrmachtssoldaten und -unteroffiziere, einige Frauen in Uniform und Zivil. Dann erschien in der Tür zum Nebenzimmer ein deutscher Offizier, ein Major. Auch ihnen allen muß es wohl genauso wie uns ergangen sein: Sie waren starr vor Erstaunen und glotzten uns an. Gewiß war es mir in diesem Augenblick nicht nach Lachen zumute, und doch schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß jeder hier Anwesende entweder an die im Alten Testament beschriebene Salzsäule oder an eine Wachsfigur im Panoptikum bzw. an eine handelnde Person in der weltbekannten »Stummen Schlußszene« der unsterblichen Komödie Gogols »Der Revisor« erinnerte. Diese Szene wurde nicht bei Gogol, sondern hier, in Bernau, vom Fahrer unseres Lautsprecherwagens, Mustafa, der gerade hinzu kam, unterbrochen. Er war der einzige, der angesichts dieser – gelinde gesagt – ungewöhnlichen Situation seine unerschütterliche Ruhe und Fassung nicht verlor. Vielmehr überblickte er blitzschnell und geistesgegenwärtig die Lage, machte einen Schritt vor, nahm die MPi von der Schulter, lud sie bedächtig durch und sagte in einem russisch, genauer gesagt, kirgisisch gefärbten Deutsch: »Hände hoch!« Auch ohne MPi hätte unser Mustafa seine Wirkung wahrscheinlich nicht verfehlt: So gingen eben die Früchte der Goebbellsschen Propaganda – »Die Mongolen kommen!« – etwas programmwidrig auf. Jedenfalls wurden die Hände sofort hochgehoben. Sascha kam wieder zu sich und sammelte die Waffen ein. Die Situation klärte sich – das war eine unglaubliche Geschichte.

Es stellte sich heraus, daß hier eine Dienststelle der Heeresintendantur war und die meisten Angestellten täglich mit einem Bus aus Berlin kamen. Am Vortag wurde nicht gearbeitet, und so hatte man hier den Vorstoß unserer Truppen regelrecht verpennt.

Der Offizier, der am Anfang der »stummen Szene« an der Tür stand, war Leiter dieser Dienststelle. Das war ein fast schon sechzigjähriger, überkorrekter Beamter der »alten preußischen Schule«. Er konnte alles noch gar nicht fassen und glaubte, nur einen weit vorgedrungenen Stoßtrupp der Sowjetarmee vor sich zu haben. Erst ein Blick auf die Straße, auf die vorbeiziehenden Wagenkolonnen unserer rückwärtigen Dienste, schien ihn überzeugt zu haben. Er packte im Büro seine Sachen und wandte sich an uns mit einer Bitte, die noch unglaublicher war als die ganze Situation: »Gestatten Sie, daß ich meine vorgesetzte Stelle über diesen Vorfall informiere?« Auf unseren erstaunten Blick hin fügte er hinzu: »Ich möchte mögliche Mißverständnisse vermeiden und mich ordnungsgemäß abmelden.« Er machte dabei eine erklärende Handbewegung zum Telefon.

In den ersten (und schwersten!) Nachkriegsjahren war Konni in der Sowjetischen Militäradministration für das Land Sachsen-Anhalt tätig, und zwar als Referent für Theater und Film in der Kulturabteilung, deren Leiter ich war. Das Filmwesen zog ihn immer stärker an. Im Jahre 1949 ließ er sich aus der Sowjetarmee demobilisieren, fuhr nach Moskau und bewarb sich um die Aufnahme in die Filmhochschule WGIK – die Hochschule, von der er schon während des Krieges geträumt hatte. Als er die Aufnahmeprüfungen ablegte,

Natürlich haben wir es gestattet, obwohl seine Bitte uns total verrückt erschien. Der Major wählte und bekam sofort eine Verbindung. Am anderen Ende der Leitung meldete sich jemand. Dann kam es zu einem Gespräch, das so skurril war, daß ich es immer noch

im Ohr habe und im Wortlaut wiedergebe:
 »Bitte den Offizier vom Dienst.«
 »Hauptmann Schmidt ...«
 »Herr Hauptmann, ich habe Ihnen eine außergewöhnliche Meldung zu erstatten. Unsere Dienststelle ist soeben von der russischen Armee besetzt worden. Ich bitte, mich in russische Gefangenschaft abmelden zu wollen.«
 »Was?«
 »Meine Dienststelle ist soeben von der russischen Armee überrollt worden.«
 »Die Russen bei Ihnen? Das ist doch völliger Blödsinn!«
 Der Major blickte hilflos suchend zu uns: »Würde jemand von Ihnen meine Meldung bitte bestätigen?«
 Konni, der sogar im Krieg seinen angeborenen Sinn für Humor bewahrte, griff nach dem Hörer:
 »Hier ist Leutnant Wolf. Mit wem spreche ich?«
 »Wolf? Kenne ich nicht. Was wollen Sie?«
 »Ich bin Leutnant der Roten Armee und ...«
 »Seid ihr dort alle besoffen? Ich habe keinen Sinn mehr für solche Witze. Bei uns knallen die Russen, und ihr laßt euch in Ruhe vollaufen ... Geben Sie mir sofort den Major!«
 »Passen Sie jetzt mal genau auf!« Konni reichte Sascha den Hörer und bat ihn, Russisch zu sprechen. Sascha nahm den Hörer und sagte sehr würdevoll: (Dann folgte ein »mehrstöckiger« russischer Fluch.) Am anderen Ende wurde das Gespräch unterbrochen.

fragte ihn der Filmregisseur Michail Romm, der die Aufnahmekommission anleitete: »Sind Sie nicht etwa ein Sohn vom Schriftsteller Friedrich Wolf?« Ohne mit der Wimper zu zucken, antwortete Konni: »Nein, leider bin ich kein Sohn von ihm, nicht einmal sein Verwandter. Wolf ist nämlich ein sehr verbreiteter Familienname bei den Deutschen!« Am Abend desselben Tages erzählte mir Konni schmunzelnd von diesem harmlosen Schwandel, dann wurde er plötzlich ernst und fügte hinzu: »Man muß ganz auf sich gestellt sein und sich nicht hinter dem Rücken eines anderen verstecken.« (Das war sein Lebensprinzip – in den Kriegs- und den Friedensjahren!)

Konni studierte an der Fakultät für Regie in der Werkstatt Grigori Alexandrows, er lernte sehr erfolgreich, mit der Beharrlichkeit und Ausdauer eines ehemaligen Frontsoldaten. Nach der Absolvierung der WGIK kehrte der angehende Regisseur in die DDR zurück und wirkte seitdem – ebenso erfolgreich – am DEFA-Studio für Spielfilme. Davon zeugt eine lange Aufzählung der von ihm gedrehten Filme. Gewiß waren sie nicht alle gleichwertig, nicht alle waren sie gleich gut gelungen, aber jeder von ihnen trug den Stempel seines Talents, in jedem von ihnen spürte man den Schlag seines großen, heißen Herzens. Durch das ganze Schaffen Konnis, durch alle Filme zog sich wie ein roter Faden das eine, tief humanistische Hauptthema: der Kampf der Kräfte des Guten und des Lichtes gegen die Kräfte des Bösen und des Obskurantismus. Aus diesem Thema ergab auch und verflocht sich mit ihm ein anderes Thema: die Freundschaft mit dem sowjetischen Volk. Konni liebte leidenschaftlich und aufrichtig seine zweite Heimat und die dort lebenden guten und treuen Freunde. Und sie erwiderten seine Gefühle.

Einige von den Filmen Konnis (solche wie »Lissy«, »Die Genesung«, »Sterne«, »Ich war neunzehn«, »Goya« u. a. m.) wurden auch in der ehemaligen Sowjetunion gezeigt und sind demnach auch unseren Landsleuten bekannt. Mich persönlich beeindruckte am meisten sein autobiographischer Film »Ich war neunzehn« – nicht nur deswegen, weil er unserer – Konnis und meiner – Frontjugend gewidmet war und einen alles, was wir gemeinsam erlebt hatten, an den Siegesfrühling 1945 erinnerte, sondern vor allem darum, weil er wahrheitsgetreu, mit großer künstlerischer Überzeugungskraft über die humanistische Befreiungstat der Sowjetarmee berichtete.

Im Sommer 1967 war ich auf Einladung des DEFA-Studios in Potsdam-Babelsberg dabei, als eine der Hauptepisoden dieses Films »Unternehmen Zitadelle Spandau« gedreht wurde. Ich beobachtete Konni bei der Arbeit und konnte mich davon überzeugen, daß er tatsächlich ein begabter und tief denkender Regisseur war. Es fiel mir auf, wie klug, geduldig und taktvoll, ohne Druck, zugleich aber fest und zielstrebig Konni die Mitwirkenden zur Verwirklichung seines Regievorhabens führte und welche große Achtung sie alle – die deutschen und die sowjetischen Schauspieler – ihm entgegenbrachten.

Das Gefühl der aufrichtigen Achtung und herzlichen Freundschaft hegten für Konni viele sowjetische Filmschaffende – sowohl die Vertreter der älteren Generation wie Sergei Gerassimow und Roman Karmen als auch seine Alters- und Studiengenossen Sergei Bondartschuk, Lew Kulidshanow, Grigori Tschuchrei, Wladimir Bassow und andere. Sie alle nannten ihn liebevoll »unseren Konni«.

Die Verdienste Konrad Wolfs um die deutsche Kultur und im Kampf um den Frieden wurden durch viele hohe Regierungsauszeichnungen und die dreimalige Verleihung des Nationalpreises der DDR sowie durch Preise und Prämien auf den internationalen Filmfestspielen und Foren in Moskau, Karlovy Vary, Cannes, Westberlin, Chicago, Wien, Havanna, Edinburgh, Delhi und Damaskus gewürdigt.

Es freute mich sehr, daß hohe Titel, Ehrungen und Auszeichnungen ihm nicht zu Kopf gestiegen waren. Überheblichkeit und Hochmut, Launen und Allüren, die für viele Filmstars typisch sind, waren ihm ganz fremd. Er blieb genauso bescheiden, schlicht und schüchtern, wie er damals an der Front gewesen war. Ja, Konni blieb derselbe »Junge mit dem goldenen Herzen.«

Schon schwer erkrankt, arbeitete er angestrengt an den letzten (dem 5. und dem 6.) Teilen des publizistischen Dokumentarfilms »Busch singt«. Dieser Film – ich würde ihn das künstlerisch-politische Vermächtnis Konrad Wolfs nennen – wurde von seinen engsten Mitarbeitern zu Ende gedreht und erst nach dem Tode seines Schöpfers uraufgeführt. Auch bei uns, im Zentralen Fernsehen, wurde der Streifen ausgestrahlt und hatte eine gute Presse. Mit Bitterkeit denke ich daran, daß ich meinem besten Freund zu diesem (leider Gottes dem letzten!) Erfolg nicht mehr gratulieren konnte. Konni starb mit 56 Jahren in voller Blüte seines großen Talents.

Bei unseren letzten Begegnungen entdeckte ich an ihm noch eine Eigenschaft, die sehr wichtig und wertvoll für jeden Menschen ist, besonders aber für einen wahren Künstler. Das war die fruchtbare schöpferische Unzufriedenheit mit dem, was er erreicht, geschaffen hatte. Nun hat Konni schon seit vielen Jahren die ewige Ruhe. Aber der ewige Kampf, dessen aktiver Teilnehmer er war, geht weiter.

Konrad Wolf war ein Künstler und Kämpfer im besten und edelsten Sinne dieser Worte. Sein Name darf nicht vergessen werden. Die Deutschen dürfen auf ihren bedeutenden Landsmann stolz sein.

Damit war auch die letzte Amtshandlung Konnis als Stadtkommandant von Bernau abgewickelt. Noch am selben Tag kam der ständige Stadtkommandant. Konni war erlöst. Ihm fiel ein riesengroßer Stein vom Herzen. Vierundzwanzig Stunden Kommandant zu sein, reichte ihm vollauf. Nun fuhr er mit mir weiter in Richtung Berlin ...

Jedesmal schien es ihm, er hätte das besser machen können und müssen. Er ruhte sich nicht auf seinen Lorbeeren aus, die er bei den Filmfestivals in vielen Staaten aller fünf bewohnten Kontinente geerntet hatte. Genauso ging es Konni in seinem ständigen, unermüdlichen Kampf um den weiteren Aufbau der deutschen Kultur, um den Frieden und die Freundschaft zwischen unseren Völkern. Auch da kannte er keine Ruhe. Mit vollem Recht kann man auf ihn die Worte beziehen, die der hervorragende russische Dichter Alexander Block einst geprägt hat: »Und ewig Kampf! ... Die Ruh' ist uns nur Traum ...«

WOLFRAM ADOLPHI

Des jungen Leutnants Deutschland-Tagebuch

»Auf der Rückfahrt von Berlin nach Velten fragte mich im Zug ein mir gegenüberstehender Deutscher ganz unvermittelt und ernsthaft: ›Wird Deutschland wieder groß und stark werden?‹ Schlußfolgerungen spare ich mir, denn die Frage an sich ist so zynisch, daß eine Antwort oder ein Kommentar nichts bringt« (S. 179).

Notiert ist dies am 14. November 1945, 1 Uhr nachts. Der Leutnant der Roten Armee Wladimir Gelfand, einer jüdischen Familie aus der Ostukraine entstammend, ist zu diesem Zeitpunkt 22 Jahre alt. Seit Mai 1942 steht er in Krieg und nachfolgender Besatzung. Er hat – wie dem instruktiven Nachwort »Ein Rotarmist in Deutschland« von Elke Scherstjanoi, die die Aufzeichnungen ausgewählt und kommentiert hat, zu entnehmen ist – Mitte Juli 1942 im Raum Rostow bittere Niederlagen erlebt, ist im Herbst 1942 nahe Stalingrad während der ersten Kämpfe dort Kandidat der KPdSU geworden, hat im Dezember des gleichen Jahres eine Verwundung erlitten, die ihn »vor dem schlimmsten Gemetzel rettete«, ist auf dem Weg zurück an die Front durch das zerstörte Stalingrad gekommen, und er hat im Sommer 1943 erfahren, daß »fast alle Verwandten väterlicherseits im besetzten Jessentuki« im Nordkaukasus, wo sich die Familie noch in seiner Kindheit angesiedelt hatte, »bei Judenvernichtungsaktionen umgekommen waren« (S. 318). Vater und Mutter, getrennt in nicht besetzten Gebieten lebend, überstehen die Kriegszeit jedoch. Ende 1944 ist Gelfand nach einigen Monaten im Hinterland wieder in die vorderste Linie versetzt und dann als Kommandeur eines Granatwerferzuges einer Einheit zugeordnet worden, die zur 5. Stoßarmee unter Generaloberst Bersarin und damit zur 1. Belorussischen Front unter Armeegeneral Shukow gehört (S. 321) – jenes Armeeverbandes, dem die entscheidenden Schlachten um Berlin zufallen. Als es zu den letzten großen und opferreichen Kämpfen kommt, ist Gelfand, der von Beginn seiner Kriegszeit an persönliches Tagebuch geführt und es auch immer verstanden hat, die fertigen Aufzeichnungen in die Heimat zu senden, vom Kommandeur der 301. Division, Oberst Antonow, zur Führung des Divisionstagebuches bestellt (S. 323). Ende April 1945 kommt er in dieser Funktion nach Berlin und wird nach der Kapitulation Deutschlands am 8. Mai bis zu seiner Demobilisierung im September 1946 als Stabsoffizier zu verschiedenen Aufgaben in Berlin und im Umland der Hauptstadt abkommandiert. Seine Aufgabenfelder wechseln ständig. Er wird »hin und her geschoben«, und zwar »auch, weil seine Personalakte, wie er selbst feststellen konnte,

Wolfram Adolphi – Jg. 1951, Dr. sc. phil., Dipl.-Staatswissenschaftler, wiss. Mitarbeiter der Rosa-Luxemburg-Stiftung und Redakteur bei »UTOPIE kreativ«; in der Zeitschrift zuletzt: »Wohlfeile Keule und geistige Selbstverstümmelung. Zwei neue Bücher mit ›linkem‹ Anti-amerikanismus-Vorwurf«, Heft 165/166 (Juli/August 2004), S. 662-671; »PDS. Partei des Demokratischen Sozialismus. Skizzen zu ihrer Geschichte«, Heft 172 (Februar 2005), S. 113-125.

Wladimir Gelfand: Deutschland-Tagebuch 1945-1946. Aufzeichnungen eines Rotarmisten, ausgewählt und kommentiert von Elke Scherstjanoi, Aufbau-Verlag Berlin 2005, 357 S. (22,90 €)

schlechte Zeugnisse enthielt« (S. 325). Das kommt nun gewiß nicht dem Offizier entgegen, der ohnehin schon im Sommer 1945 inständig auf rasche Entlassung gehofft hatte (S. 324), aber dafür um so mehr dem Tagebuch: Denn es gibt diesen persönlichen Aufzeichnungen jene Vielfalt und jenen Reiz, die sie zu einer Lektüre machen, wie man sie bisher noch nicht finden konnte.

Und wie sie freilich auch nicht leicht zu lesen ist. Tagebücher – wenn sie denn authentisch und nicht »nachgearbeitet« sind, und an der Authentizität kann es hier keinen Zweifel geben – sind in sich nicht »geschlossen«. Sie machen – zumal, wenn sie unter so rasch wechselnden Daseinsbedingungen entstehen und dem Schreibenden nicht immer wieder zum Nachschlagen von früher Notiertem greifbar sind – heftige Gedankensprünge und den abrupten Wechsel von Ansichten und Betrachtungsweisen ebenso sichtbar wie die Gleichzeitigkeit unterschiedlichster Gefühlslagen und Reflexionsebenen. Zumal, wenn es um einen so jungen Mann geht wie Gelfand; und noch zumal, wenn das ganze Jungmännerleben nichts anderes ist als Krieg.

Wladimir Gelfand war – wie schon bei den Notizen aus den letzten Kriegswochen deutlich wird – ein gebildeter, belesener junger Mann, der seine Beobachtungen mit Reflexion und weitergehenden Überlegungen zu verkoppeln wußte und zugleich seine Gefühle direkt und unverstellt beschrieb. »Deutschland steht in Flammen, und es stimmt einen irgendwie froh, diesem bösen Schauspiel beizuwohnen. Tod um Tod, Blut um Blut. Mir tun diese Menschenhasser, diese Tiere, nicht leid«, notiert er am 28. Januar 1945, und am 30. Januar nach der Einnahme deutscher Ansiedlungen: »Die Bewohner sind fürchterlich verschreckt. (...) Der Luxus der Einrichtungen ist kaum zu beschreiben, der Reichtum und die Erlesenheit dieser Sachen sind überwältigend. Unsere Slawen werden Augen machen! Niemand verbietet uns, den Deutschen das zu nehmen und zu zerstören, was sie zuvor bei uns geraubt haben. Ich bin überaus zufrieden.« Nur wenige Zeilen weiter erregt er sich über einen Offizier seiner Einheit, der »eine Büste von Schiller zerschlagen« hatte und »wohl auch Goethe vernichtet (hätte), wenn ich ihn diesem Narren nicht aus den Händen gerissen (...) hätte. Genies können nicht mit Barbaren gleichgesetzt werden, und ihr Andenken zu zerstören ist für einen zivilisierten Menschen eine große Sünde und eine Schande« (S. 28/29).

Die unterschiedlichsten Vorgänge und Nachdenklichkeiten stehen auf engstem Raum beieinander. Am 16. Februar berichtet er von einem Leutnant aus seiner Umgebung, der sich selbst verstümmelt hat: »(...) seiner Familie wurden alle Vergünstigungen entzogen, und er wurde wie ein Hund erschossen« (S. 38). Am 21. Februar ist von »Schuften, die in (deutscher) Kriegsgefangenschaft sind«, die Rede (S. 40). Am 26. Februar beklagt er ausführlich den Tod des Schriftstellers Alexej Tolstoi – »was für ein schmerzlicher Verlust so kurz vor dem Ende des Krieges« (S. 43) – und am 13. April in noch größerer Ausführlichkeit den des USA-Präsidenten Roosevelt: »Roosevelt ist der Triumph der amerikanischen Demokratie, ihr Maßstab und ihr Gesicht. (...) Ewiges Gedenken Roosevelt, jenem ausländischen Staatsmann, den ich am höchsten verehere. Ich neige

»Ein Wald an der Oder. (...) Die Deutschen haben Angst, sind feige. Irgendwie sind sie alle dumm und beschränkt, wie Götzen, was ich bei all dem, was ich früher von ihnen dachte, nicht im geringsten erwartet hätte. Jede Menge Reichtum. Die Polen laufen zerlumpt herum, fast schon elendig.«
Tagebucheintrag am 3. Februar 1945.

»Bis Berlin sind es 70 Kilometer und bis zum Ende des Krieges ... noch weit, wie es scheint. Die Deutschen leisten nicht nur Widerstand, sondern sind sogar in der Lage, uns aufzuhalten (einige Tage treten wir schon auf der Stelle) und uns unersetzbare Verluste zuzufügen. Wenigstens die Hälfte der Mannschaften ist in diesen Tagen in die Fänge des Todes geraten, hat Verwundungen oder Quetschungen erlitten. Es ist ein unbeschreiblicher Alptraum, und nichts anderes.«
Tagebucheintrag am 6. oder 7. Februar 1945.

»Gestern sind zwei erschossen worden, die sich selbst verstümmelt hatten. So hatte ich nach dem Dienst in der Nacht auch noch den ganzen Tag mit den Gerichtsverfahren zu tun. (...) der Soldat Kolzow (...) wurde gleich morgens verurteilt und hinter dem Schuppen unseres Hofes erschossen. (...) Der andere war ein Leutnant (!). Ich hatte noch nie gehört, daß ein Offizier sich aus Feigheit selbst verstümmelt hat. Die linke Hand hat er sich durchschossen. Er war noch jung, trug den Rotbanner-Orden und die Medaille eines Verteidigers

von Stalingrad. Die Auszeichnungen wurden ihm abgenommen und sein persönliches Eigentum konfisziert, seiner Familie wurden alle Vergünstigungen entzogen, und er wurde wie ein Hund erschossen.«
Tagebucheintrag am
16. Februar 1945.

»Die Straßen von Berlin sind laut und belebt. Die Deutschen tragen alle weiße Armbinden. Sie fürchten sich nicht vor uns und spazieren auf den Straßen, wo es nur geht. Es passiert viel, so mächtige und eindrucksvolle Erlebnisse, daß man sie nur schwer mit Worten wiedergeben kann. General Bersarin, der Befehlshaber meiner Armee, wurde zum Kommandanten Berlins ernannt und hat eine Anordnung für die örtliche Bevölkerung bekanntgegeben, in der er aufruft, zu einem friedlichen Leben und zur Arbeit zurückzukehren. Die Verbündeten haben sich mit unseren Truppen vereinigt und bei Torgau die Kräfte des Gegners gespalten. Die drei Regierungschefs haben das in einer Sondermitteilung an ihre Streitkräfte allgemein bekanntgegeben und dazu aufgerufen, alle Anstrengungen auf den letzten Schlag gegen den Feind zu richten.«
Tagebucheintrag am
28. April 1945.

»In Deutschland ist jetzt die Zeit des Regens und der Tränen angebrochen. Die Deutschen jammern über das Essen, über den Dreck, trauern den guten alten Zeiten nach, als es alles noch im Überfluß gab. Und der trübe deutsche Himmel überschüttet die finsternen Gebäude auf deutschem Boden in solchen Mengen, als wolle er ganz Deutschland in einem unaufhaltsa-

mein Haupt in tiefster Trauer um diesen Verlust« (S. 75). Dazwischen Kampfeindrücke, Notizen zum Vormarsch der Truppen und immer wieder auch Schilderungen von Auseinandersetzungen innerhalb der Einheit, die von jener Unterlegenheit des versuchten Rettens von Schöngestigkeit gegenüber der Roheit des allgemeinen Soldatseins erzählen, wie sie in diesem oder jenem Ausmaß noch für jede Armee konstituierend ist.

Breiten Raum nehmen in Wladimir Gelfands Aufzeichnungen Begegnungen mit Frauen ein. Elke Scherstjanoi resümiert treffend, daß bei diesen Begegnungen »offenkundig keine Gewalt im Spiel war« (S. 327). Und da sie offenbar ahnt, daß die Erwartungen der Leserschaft angesichts der vom Medienhauptstrom forcierten Sucht nach neuen Enthüllungen über das Vorgehen der Roten Armee 1945 bei gleichzeitig weitestgehender Ausblendung der Praktiken der Deutschen bei ihrem Vormarsch – und Rückzug! – seit 1941 darauf gerichtet sein könnten, authentische Notizen über Vergewaltigungen nun auch bei Gelfand zu finden – und im Falle des Fehlens solcher Notizen das Tagebuch vielleicht insgesamt in Frage gestellt werden könnte –, betont sie: »Der Leser mag vielleicht geneigt sein, die Aufzeichnungen für unvollständig zu halten oder Zugeständnisse an eine äußere oder innere Zensur vermuten. Doch dafür besteht kein Anlaß, die Bekenntnisse sind offen genug.« (S. 327). Und in der Tat vermittelt eine nicht exakt datierte Aufzeichnung aus den letzten Apriltagen über das Zusammentreffen mit einer »Gruppe deutscher Frauen mit Bündeln, Packen und Koffern«, die dem einigermaßen Deutsch verstehenden Gelfand »schreckerfüllt (...) von dem Leid (erzählten), das ihnen die Sturmtruppen in der ersten Nacht, als die Rote Armee einrückte, zugefügt hatten« (S. 78), unverblümt und eindringlich alles Elend dieser Situation.

Ansonsten aber schreibt Gelfand, wenn es um Frauen geht – und zwar um deutsche ebenso wie um Frauen der Roten Armee –, ganz von sich selbst, und diese Notizen geben Anlaß, von neuem nachzudenken über das, was man im Rückblick auf die Kriegsjahre junger Männer – und natürlich auch junger Frauen – gemeinhin als »zerstörte Jugend« zu beschreiben pflegt. Hier, in diesen Tagebuchaufzeichnungen, liegt es mit überraschender Offenheit und einer nicht selten zu Herzen gehenden darstellerischen Unbeholfenheit zutage: das Unvermögen, unter den Verhältnissen von alltäglichem Erleben von Tod und Gewalt und einem fundamentalen Auseinandergerissensein der Geschlechter ein achtungsvolles, gleichberechtigtes, von Liebe getragenes Begehren zu entwickeln und in ihm Erfüllung zu finden. »Die Mädchen«, notiert der junge Offizier am 28. Mai 1945, »haben wieder Gefallen an mir gefunden, und ich mehr noch an ihnen« (S. 87). In der Folge kommt es zu zahlreichen sexuellen Beziehungen, deren Schilderung (z. B. S. 95-97, 145, 157, 185, 192) unter anderem auch deshalb aufschlußreich ist, weil solche »Geschichten« zwischen deutschen Frauen und Besatzungssoldaten in der Erinnerung vieler nur im Westen stattgefunden zu haben scheinen. Dazwischen Sätze wie diese vom Juni 1945: »Bei uns in der Armee gibt es kein einziges anständiges Mädchen, sie alle sind verdorbene und liederliche Kreaturen. Sie mögen es nicht, wenn ich sie höflich und aufmerksam behandle, sie brauchen eher das Tieri-

sche und so wenig wie möglich Menschliches« (S. 99). Und in der Beurteilung des eigenen Handelns im Oktober 1945 über eine Liebe in Velten: »Ich hatte mir mehr erhofft, wollte sie jedoch nicht drängen. Ihre Mutter ist mit mir zufrieden. Wäre ja auch noch schöner! Schließlich hatte ich auf dem Altar für vertrauensvolle und wohlwollende Beziehungen Lebensmittel, Süßigkeiten und Butter, Wurst und teure deutsche Zigaretten niedergelegt. Bereits die Hälfte wäre genug, um mit Fug und Recht mit der Tochter vor den Augen der Mutter alles Erdenkliche anzustellen, und die würde nichts dagegen sagen« (S. 157).

Letzteres ist eine der Stellen, an denen Schwärmerei, Unsicherheit und gleichzeitige Anbetung der Frauen sich mit unerfüllten Phantasien verknüpfen, wie es das eben in Tagebüchern auch zu geben pflegt. Immer dann nämlich, wenn Gelfand von tatsächlich Erlebtem erzählt, geht es keineswegs um »alles Erdenkliche«, und schon gar nicht »vor den Augen der Mutter«, sondern einfach nur um Sehnsucht und Zärtlichkeit und Schranken ihrer Erfüllung.

An einer anderen Stelle des Tagebuches spielt die Aufzeichnung sexueller Phantasien allerdings eine sehr verderbliche Rolle. Am 20. März 1945 schildert Gelfand den Kampf einer sowjetischen Einheit mit einem deutschen »Frauenbataillon« und die Methoden, mit denen nach dessen Zerschlagung »die Schützen zügig abrechneten« (S. 60-62). Leider erfährt man erst im Nachwort von Elke Scherstjanoi, daß es »keinen Anhaltspunkt dafür (gibt), daß irgendwann im Krieg einmal ein deutsches »Frauenbataillon« zum Einsatz kam« (S. 337), und auch darüber, daß Gelfand in später gedruckten Sammelbänden von Kriegserinnerungen das Thema »Frauenbataillon« als eigenes Erleben noch einmal aufnahm, obwohl es ihm doch nur von anderen zugetragen worden war, und sich damit zum öffentlichen Bewahrer einer offensichtlichen Falschinformation machte. Die im Tagebuch phantasierten Gewaltakte, in denen gleichwohl »die grausigsten Erlebnisberichte geschändeter weiblicher Zivilisten und Gefangener aufscheinen« (Scherstjanoi), hatte er nun allerdings weggelassen (S. 337/338). Angesichts der Brisanz dieses Themas wäre es wünschenswert gewesen, diese unerläßlichen Anmerkungen bereits als Fußnote im Tagebuch selbst zu finden – und nicht erst im Nachwort, auf das im übrigen auch keine Anmerkungsnummer im Tagebuchtext verweist. So folgt die Aufklärung erst ganz am Ende des Buches.

Überhaupt ist es wenig hilfreich, daß man auch bei Namen und Vorgängen, die mit Anmerkungsnummern versehen sind, erst zum Anmerkungssteil vordringen muß. Dem historisch Versierten ist natürlich bei der bewundernden Nennung des Namens Wyschinski (S. 226) oder der kritischen Auseinandersetzung mit Churchill (S. 238) aller Zusammenhang klar – aber für denjenigen, der auf erklärende Information angewiesen ist, erschwert das Suchen der Ziffern am Buchende das Verständnis unnötig.

Das aber ändert nichts am großen Wert des Buches, das neben den Tagebuchaufzeichnungen auch zahlreiche Briefe von Wladimir Gelfand enthält, alles in allem eine Fülle von Eindrücken aus dem Alltag der deutschen Nachkriegsgesellschaft vermittelt und für dessen Zustandekommen neben Elke Scherstjanoi auch Anja Lutter und

men Wasserstrom auflösen. Diese Begegnung mit der deutschen Natur ist für mich sehr unangenehm. Die ist so grau und abweisend – ganz wie eine Stiefmutter.« Tagebucheintrag am 14. August 1945.

»Wittenberge. Ich bin wegen der Nägel für das erste Bataillon hier in der Fabrik »Singer«. Ein großes, imposantes Gebäude. Habe die Anlage besichtigt. Die Technik ist beeindruckend. Gleich nebenan wird Stroh zu ... Seide verarbeitet, Abfall zu Papier, die Reste zu Watte. Alle Achtung! Es heißt, die Fabrik sei die führende und wichtigste in Deutschland gewesen. Alle Produktionsanlagen und Nähmaschinen sind schon abtransportiert. 180 Waggons hat der Inhalt der Fabrik gefüllt. Die Gebäude sollen gesprengt werden, aber sie haben ein paar Maschinen für die Herstellung von Nägeln dagelassen. Und erntwegen bin ich nun hier, soll sie nach Berlin bringen.« Tagebucheintrag am 9. April 1946.

»Deutschland, ich bin deiner nicht überdrüssig, aber ich verlasse dich mit Vergnügen. Du bist verdorben und leer. Du birgst nichts Erstaunliches, hast nichts Fröhliches in dir. Das Leben hier ist einfach nur lustig, sorglos und billig, viel Getöse und Geschwätz. Und Russland? Ich weiß schon nicht mehr, wie es aussieht, wie man dort lebt und was es dort jetzt Interessantes gibt. Teuer ist mir seine von Blut und Tränen gewaschene Erde, die ich nun bald, wie es scheint, wie Schokolade mit meinen gierigen Zähnen ohne Ende knabbern, mit meiner deutsch verrenkten Zunge lecken und mit meinen

rauen Lippen küssen werde. Es wird schwer werden, das weiß ich. Arbeit und Gesundheit werde ich zum Opfer bringen; Verstand und Ausdauer und meine Freiheit. Aber ich werde es schaffen! Ich will es, und ich brauche es so sehr! Das Leben hat mir wieder sein Gesicht zugewendet.«
Tagebucheintrag am
19. September 1946.

Hartmut Schröder, die die Übersetzung aus dem Russischen besorgen, zu danken ist. Freilich ist am Ende auch dieses klar: Auch das vorliegende Buch kann wieder nur ein kleiner Baustein sein zu einem besseren Verständnis der Geschichte. Weder bringt es dem schon lange mit den Dingen Befassten »nun endlich die ganze Wahrheit«, noch gar vermag es dem neugierig Gewordenen Geschichtsbücher zu ersetzen. »Über das Verhältnis ›der Russen‹ zu ›den Deutschen‹ am Ende des Zweiten Weltkrieges«, schreibt Elke Scherstjanoi zum Schluß, »wird also weiter nachzudenken sein« (S. 339) – zumal der Jude Wladimir Gelfand nun eben tatsächlich aus der Ukraine stammte und im wahrsten Sinne des Wortes sowjetischer Soldat gewesen ist.

MATTHIAS BRIEGER

Wehrmachtsdeserteure in der Resistenza

Auf dem Soldatenfriedhof in Costermano unweit von Verona liegen neben hochrangigen Nazischlächtern auch Deserteure und Widerstandskämpfer wie Hans Schmidt aus Berlin und Erwin Bucher aus Nürnberg. Der Volksbund deutsche Kriegsgräberfürsorge weigert sich bisher, auf diese Tatsachen hinzuweisen; vielmehr bemüht er sich, unterschiedslos aller Toten – gleichgültig, ob es sich um Widerstandskämpfer oder SS-Offiziere handelt – ehrend zu gedenken.

Auf der internationalen Fachtagung »Von Treblinka nach Costermano« in Verona wurde im November 2004 die Geschichte der deutschen Verbrechen in Italien und des Widerstandes sowie deren historische Aufarbeitung ausführlich erörtert. Heftig kritisiert wurde einhellig, dass die Erinnerungsarbeit des Volksbundes nicht nur die Unterschiede zwischen Tätern und Opfern nivelliert, sondern sogar – in der bewährten Manier verbrecherischer Befehle – Partisanen als Banditen darstellt.

Der folgende Beitrag beleuchtete auf der Tagung die Rolle der ermordeten Deserteure in den Reihen der italienischen Partisanen. Die Recherchen zu diesem Beitrag wurden von der Rosa-Luxemburg-Stiftung gefördert.

Deserteure im deutschen Vernichtungskrieg – Zahlen und Repressalien

Weit über 100 000 Soldaten der Wehrmacht desertierten im Zweiten Weltkrieg (Haase 1994, S. 316). Angesichts dessen, dass Millionen Soldaten einberufen wurden, und die Schätzungen der Zahlen der deutschen Kriegstoten um vier bis sieben Millionen schwanken, nimmt sich diese Zahl freilich vergleichsweise klein aus.

Gegen Deserteure, derer die deutsche Wehrmacht wieder habhaft wurde, ging die Wehrmachtsjustiz mit erbarmungsloser Härte vor. Der für Deserteure im Deutschen Militärstrafrecht vorgesehene Begriff ist der der »Fahnenflucht«; unter diesem Begriff werden bis heute Schriften über Deserteure in deutschen Bibliothekskatalogen verschlagwortet.

Von 35 000 nach § 69 und § 70 Militärstrafgesetzbuch (MStGB) wegen Fahnenflucht verurteilten Soldaten wurden 22 750 (Knippschild 1995, S. 123) zum Tode verurteilt. 15 000 Hinrichtungen wurden vollzogen (Messerschmidt 1995, S. 376). Insgesamt verhängten Wehrmachtsgerichte und zivile Justiz 46 000 Todesurteile gegen Wehrmachtsangehörige und Menschen, die keine werden wollten, von denen 20 000 vollstreckt wurden (Messerschmidt 1995, S. 370).

Matthias Brieger – Jg. 1965, Psychotherapeut und Journalist, beschäftigt sich unter anderem mit praktischen und historischen Aspekten von Widerstand und arbeitet mit bei www.partigiani.de. Er wirkte auch an der deutschen Übersetzung von Marco Comellos Buch »Jetzt sind wir an der Reihe – das Massaker von Cumiana und der Widerstand im Piemont unter deutscher Besatzung 1943-1945« (Erlangen 2003) mit.

Die folgenden Angaben über deutsche Partisanen in Italien sind entnommen: Gottfried Hamacher u. a.: Gegen Hitler. Deutsche in der Résistance, in den Streitkräften der Antihitlerkoalition und der Bewegung »Freies Deutschland«. Kurzbiografien (Rosa-Luxemburg-Stiftung; Manuskripte Bd. 53), Karl Dietz Verlag Berlin 2005.

Franz Ahrens
Wehrmacht in Italien, rettete gemeinsam mit einem weiteren Wehrmachtsangehörigen einen Partisanen vor dem Erschießen, beide liefen am Monte Amiata zu den Partisanen über.

Karl Bauer
Partisan in Italien im Gebiet von Montecatini, zur Einheit unter dem Kommando von Dino Cipriani gehörten 70 Italiener, 20 Sowjetbürger, zwei Amerikaner und zwölf Deutsche. Zu den Aktionen dieser Gruppe zählten u. a. vom 20. Mai 1944 bis 8. September 1944 vier bewaffnete Einsätze gegen Einheiten der Wehrmacht in der Bergkette zwischen Montecatini und Pöszia. Dabei wurden italienische Faschisten gefangen genommen.

Richard Brendel
stammte aus Forstheim, Kreis Rosenberg, Wehrmacht in Italien, im Mai 1944 Übertritt zu den Partisanen, kämpfte in der gleichen Einheit wie Karl Bauer.

Erwin Bucher
Wehrmacht, Kontakte zu italienischen Partisanen, 1944 beim Übertritt entdeckt und auf der Flucht erschossen.

Zur besseren Einordnung seien hier einige Vergleichszahlen erwähnt: Im Ersten Weltkrieg sind von der deutschen Armee 48 Todesurteile vollstreckt worden. In Italien wurden in der Zeit des Faschismus 156 Todesurteile gegen Soldaten verhängt, von denen 88 vollstreckt wurden. Bei den US-Streitkräften wurden 763 Todesurteile verhängt, von denen 146 vollstreckt wurden (Messerschmidt 1995, S. 370), von letzteren wohl lediglich eines wegen Fahnenflucht (Atkinson 1994).

Der Fahnenflucht machte sich laut MStGB schuldig, wer »sich der Verpflichtung zum Dienste in der Wehrmacht dauernd zu entziehen« (Fahnenflucht 1997) versuchte, wofür im Kriege die Todesstrafe oder schweres Zuchthaus als Strafmaß vorgesehen waren. Der Verfolgungswille gegen die Deserteure hatte seine Grundlage auch im sozialdarwinistischen Bild des Deserteurs als »Wehrmachtsschädling« (Fahnenflucht 1997). Einem Gesetzeskommentar des Marburger Militärstrafrechtlers Erich Schwinge zufolge bestünden »Fahnenflüchtige zum größten Teile aus psychopathischen Minderwertigen« (Knippschild 1995, S. 127). Hitler selbst hatte schon in »Mein Kampf« geschrieben, dass der deutsche Soldat sterben könne, Deserteure hingegen sterben müssten.

So wurde von Wehrmacht, SS und Zivilisten bis zuletzt Jagd auf Deserteure gemacht, viele wurden noch in den letzten Kriegstagen umgebracht. Sogar in einem kanadischen Kriegsgefangenenlager bei Amsterdam wurden noch am 13. Mai 1945 zwei Deserteure von ihren Kameraden hingerichtet (Knippschild 1995, S. 137).

Deserteure bei der Resistenza

Einer der bekannteren Deserteure in Italien dürfte der Schriftsteller Alfred Andersch gewesen sein, der sich im April 1944 von der Truppe absetzte und in der Nähe von Rom von Partisanen festnehmen ließ. Über seine Entscheidung zur Desertion, seine Überlegungen und Ängste berichtet er in seinem Buch »Die Kirschen der Freiheit«, das erstmals 1952 erschien. Über ein längeres Verweilen bei den Partisanen ist nichts bekannt, Andersch gelangte danach in amerikanische Kriegsgefangenschaft, kam in ein Camp für »Considered Anti Nazis« und engagierte sich von da aus gegen Nazideutschland (Paul 1995, S. 146).

Die Zahl der Desertionen in Italien dürfte bereits im Sommer 1944 ein erhebliches Ausmaß angenommen haben, so desertierten laut einem Bericht der Geheimen Feldpolizei vom Juli 1944 in den 3 Vormonaten im Einzugsbereich des LXXVI. Panzerkorps in der Gegend von Civitella nicht weniger als 721 Soldaten (Geyer 1995, S. 237). Viele Deserteure gerieten in alliierte Kriegsgefangenschaft, wobei die Zahl derer, die freiwillig in Gefangenschaft gingen, letztlich nicht genau zu beziffern sein dürfte.

In geringerem Umfang als in Frankreich (vgl. Paul 1995, S. 149) schlossen sich auch in Italien deutsche Soldaten der Widerstandsbewegung an. Dem ging zum Teil ein bewusster politischer Entschluss voraus, zum Teil auch eine Zusammenarbeit mit den Widerstandgruppen vor der Desertion. Der höchste Anteil an Deserteuren dürfte sich in Italien wie auch in Griechenland und anderswo in den Bewährungs- und Strafbataillonen gefunden haben.

In einem »Bericht über die Bandenlage« aus den Tagebüchern des Generalkommandos des LXXV. Armeekorps vom April 1944 wird über die Beteiligung von etwa 10 bis 15 deutschen Deserteuren an der Kommunistischen Partisanengruppe »Romagna« im Raum Monte Falterona berichtet; die Gesamtstärke der Partisanenverbände in diesem Gebiet dürfte etwa 400 bis 500 Personen umfasst haben (Klinkhammer 1993, S. 452).

Zahlenangaben zu der Beteiligung deutscher Deserteure an den Partisanenkämpfen finden sich in der Literatur jedoch selten. Gerhard Paul (1995, S. 149 f.) erwähnt zehn Deserteure bei der 4. Garibaldi-Division und 7 Deserteure bei der 36. Partisanenbrigade; des weiteren berichtet er über weitere 5 Einzelpersonen, die zu den Partisanen gegangen wären, darunter Rudolf Jacobs.

Battaglia (1960, S. 74) gelangt auf Grund einer Befragung ehemaliger Partisanen zu der Überzeugung, »dass sich der Übergang von Deutschen in die Reihen der italienischen Widerstandsbewegung nicht auf wenige Einzelfälle beschränkt, sondern ein bedeutendes Ausmaß erreicht« habe: »In allen Gegenden Norditaliens, ohne Ausnahme, ist die Anwesenheit von Deutschen in den Hauptverbänden der Partisanen und in den Gegenden der schärfsten Kämpfe nachgewiesen. ... überall dort, wo die Widerstandsbewegung eine organische und vollständige Entwicklung nahm ... war ihre Expansionskraft so stark, dass sie bis zum »Grenzfall« reichte, auch die Invasionsarmee an ihren Rändern anzunagen« (Battaglia 1960, S. 74-75).

Bei Battaglia finden sich auch einige Berichte von Partisanen über deutsche Deserteure, die sich den Partisanen angeschlossen hatten. Der Partisan Alberto Qualierni wird mit den Worten zitiert: »An ihre Namen erinnere ich mich nicht mehr. Was den Grund ihrer Desertion betrifft, so erinnere ich mich, dass sie, wenn sie überhaupt etwas sagen wollten, erzählten, dass die Trennung von ihrer Familie oder das Zugrundegehen ihrer Familie unter den Bomben sie davon überzeugt hatte, dass dieser unerträgliche Zustand, dieser Krieg, dessen sie schon müde seien, beendet werden müsse« (Battaglia 1960, S. 76). Andere, wie der aus Berlin gebürtige Partisan der 7. GAP mit dem Kampfnamen »Enz« kamen aus antifaschistischen Milieus. »Enz«, dessen Familie in deutschen Lagern ermordet worden war, geriet während Kampfhandlungen in die Fänge der SS, wo er gefoltert wurde und starb, ohne sein Wissen über die Stellungen der Partisanen preisgeben zu haben (Battaglia 1960, S. 78). Andere, wie Hermann »Strapazzo« Rehahn, verstanden »die Bedeutung des Kampfes und war(en) mit uns Partisanen und Bauern einig«, wie der Partisan E. Olivari zu berichten weiß (Battaglia 1960, S. 79).

Mehrere Quellen verweisen auf den Kapitän zur See Rudolf Jacobs (Battaglia 1960, Knippschild 1995, Paul 1995). Der technische Offizier in La Spezia hatte sich aufgrund der allgemeinen Korruption und der Massaker der deutschen Truppen an der Zivilbevölkerung zu einer Zusammenarbeit mit den Partisanen entschlossen und schon vor seinem Übertritt zu einem Partisanenverband in der Nähe von Lericci Informationen geliefert. Im Spätsommer 1944 setzte er sich mit einem Adjutanten von der Truppe ab, fiel aber

Eduard Claudius,
29. 7. 1911 (Buer/Gelsenkirchen) – 13. 12. 1976
Sohn eines Bauarbeiters, Ausbildung und Arbeit als Maurer, Gewerkschaftsfunktionär und Arbeiterkorrespondent, 1932 KPD, 1933 wegen illegaler Arbeit verhaftet, 1934 Emigration in die Schweiz, 1936-1938 Kämpfer in den Internationalen Brigaden in Spanien, anschließend Internierung in Frankreich und 1939-1945 in Schweizer Arbeitslagern, Frühjahr 1945 Angehöriger der Partisanenbrigade »Garibaldi« in Oberitalien, 1945 Rückkehr nach Deutschland, Juli 1945 Pressechef im Bayerischen Ministerium für Entnazifizierung in München, 1947 Übersiedlung nach Potsdam, hier als freischaffender Schriftsteller tätig, Mitglied der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin, 1956 Generalkonsul der DDR in Syrien, 1959 Botschafter in Vietnam.

Gustav Dorf, 17. 7. 1918 (Barmen/Wuppertal) - 27. 10. 1972 (Berlin)
 Sohn eines Maurers, Handlungsgehilfe, 1926 KJVD, 1929 KPD, 1931 Redakteur der »Bergischen Volksstimme«, Aug. 1933 verhaftet, am 2. 9. 1933 aus dem Gefängnis Remscheid nach Holland geflohen, Emigration nach Frankreich, 1936 Kämpfer in den Internationalen Brigaden in Spanien, Politikommissar des Bataillons »Etkar André«, 1939 Rückkehr nach Frankreich, dort interniert, 1941-1943 in Djelfa (Nordafrika), 1943-1944 Soldat der brit. Armee, Partisan des OSS in Italien, Juli 1945 Rückkehr nach Deutschland, 1946 KPD/SED, 1945/46 Leiter der Abt. Polizei der Provinzialverwaltung Brandenburg, 1946-1949 Chef der DVP Brandenburg und Polizeipräsident in Potsdam, anschließend Dozent an der Parteihochschule, wegen seiner Mitarbeit beim OSS und seiner Westemigration Funktionsverbot, 1956 stellv. Vorsitzender der GST.

»Enz« (aus Berlin)
 Kämpfer in einer italienischen Partisaneneinheit, geriet in die Fänge der SS, gefoltert, starb, ohne sein Wissen über die Stellungen der Partisanen preisgegeben zu haben.

Adolf Grohmann
 Kämpfer in den Internationalen Brigaden in Spanien, dann Emigration in die Schweiz, von der Leitung der KPD-Organisation in der Schweiz aufgrund seiner militärischen Erfahrungen zu den italienischen Partisanen delegiert, beteiligt an verschiedenen Kampfhandlungen in den Grenzältern am Lago Maggiore und bis in die Gegend von Milano.

schon am 3. November 1944 im Kampf gegen italienische Faschisten. Von der Gemeinde Sarzana wurde er posthum mit der italienischen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet.

Die Denkschrift eines deutschen Partisanen

Ernst Jundt hielt in seiner »Denkschrift eines deutschen Partisanen« (vgl. www.partigiani.de) die Geschichte seiner Desertion fest. Datiert ist der Text auf den 7. April 1946. Publiziert wurde Ernst Jundts Text in Auszügen in: »Ricerche Storiche – Veröffentlichung über die Geschichte des Widerstandes in der Region Reggio Emilia – Jahr IX – Nr. 25 – Juli 1975«.

Jundt (geb. 1912) war Unteroffizier in der Kommandantur der Wehrmacht in Busana im Reggianschen Appenin. Dort arbeitete er mit dem Partisanennachrichtendienst von Prospero Gancia« Pedrazzi zusammen, der Informationen über die deutschen Garnisonen entlang der Staatsstraße 63 zwischen Castelnuovo und dem Passo di Valico sammelte.

Gancia hatte von einem Gastwirt in Busana erfahren, dass Jundt gegen Hitler wäre. Der Kontakt lief meist über Stafetten, die z. B. als Sekretärinnen für die Wehrmacht arbeiteten. Nach anfänglichem Misstrauen auf beiden Seiten wurden die Kontakte intensiviert und Jundt erhielt den Kampfnamen »Ceri«. Jundt ermöglichte es den Angehörigen von Deportierten, via Militärpost Briefe nach Deutschland zu schreiben und ließ die Antworten an sich schicken.

Am 8.1.45 führten die Deutschen eine Durchkämpfungsaktion durch. Auch Jundt erfuhr davon erst am Vorabend, es lag hoher Schnee, die Telefonleitungen waren kaputt. Der von Jundt informierten Stafette Lucia Sacchini gelang es, die Partisanen zu warnen, die sich so ins Valle della Secchia zurückziehen konnten.

Ende April wurde eine Stafette verhaftet. Jundt erarbeitete mit ihr eine Tarngeschichte, die er am nächsten Morgen dem Kommandanten übersetzte; der Kommandant warf ihm darauf vor, er würde ihr die richtigen Worte in den Mund legen. Es gelang Jundt, sich aus der Affäre zu ziehen, indem er Unkenntnis über die Existenz und Funktion von Stafetten vorschützte.

Im März 1945 beschlossen die Partisanen, die Garnison in Busana anzugreifen. Die Aktion scheiterte, weil ein gefangen genommener deutscher Wachposten entkam und Alarm schlagen konnte. Jundt floh zu den Partisanen, weil er befürchtete, enttarnt zu werden. Hier bereitete er die Desertion weiterer Soldaten agitatorisch und logistisch vor und besorgte durch einen Freund Informationen über die Lage deutscher Minen. Immer mehr Soldaten desertierten nach Ligonchio und wurden zumeist den Alliierten übergeben.

Jundts Denkschrift endet mit der Schilderung der Befreiung von Busana nach vereinzelt Gefechten mit den abziehenden deutschen Truppen. Die Datierung deutet darauf hin, dass Jundt auch nach Kriegsende in Italien blieb. Über sein weiteres Leben war von ehemaligen Partisanen wie Giacomo Notari nur zu erfahren, dass er später nach Deutschland zurückkehrte und zuletzt in den achtziger Jahren die Gegend um Busana besuchte. Auch Nachforschungen in Deutschland führten zu keinen weiteren Ergebnissen.

»Wenn du keine Post mehr bekommst, geht es mir prima«

Auch M. E. (Jahrgang 1918), der nur mit diesen Initialen genannt werden möchte, desertierte in Italien und berichtete in einem Interview über seine Geschichte (vgl. *la resistenza* 2003, S. 28 f.). Er war als junger Wehrmachtssoldat in Afrika gewesen. In seinem Kopf hatten sich die Bilder von Soldaten und Zivilisten eingeprägt, die vor seinen Augen gestorben waren; »viel schrecklicher« waren für ihn jedoch die Folgen der Bombardierungen, die er bei Besuchen zu Hause zu sehen bekam.

Was M. E. dazu bewegte zu desertieren, ist eine längere Geschichte. Seine Mutter war Sängerin mit Ausbildung bei einer italienischen Primadonna und zu Hause gaben sich Künstler aus vielen Ländern die Türklinke in die Hand. Eigentlich wollte M. E. Journalist werden, aber sein Vater zwang ihn zu einer kaufmännischen Ausbildung. Noch kurz vor Kriegsbeginn durfte er nach England reisen, lernte junge Engländer kennen. Nach dem Arbeitsdienst meldete er sich Ende 1940 freiwillig zur Fliegerausbildung nach Schleißheim. Bald plagten ihn Gewissensbisse, dass er vielleicht auf seine englischen Freunde schießen müsste. »Also gut, ich werde denen was husten. Ich mime Bauchschmerzen. Bei der Fliegerausbildung saß ja der Fluglehrer vorne, hinten saß der Schüler. Auf einmal kotzte ich dem hinten in den Kragen, und ab der Zeit war ich nicht mehr flugtauglich. Kann man ja verstehen, nicht?« Danach erlebte er als Kradmelder den Rückzug der deutschen Truppen aus Nordafrika. Es folgte seine Versetzung nach Italien, er transportierte Lebensmittel, Waren und die Beute deutscher Offiziere von Süden nach Norden. Von seiner Mutter konnte er ein wenig Italienisch.

Während er in Süditalien auf eine Fähre wartete, lernte er eine italienische Frau und im Anschluss ihre Familie kennen. Der Bruder bat ihn, jemanden in seinem Laster nach Rom mitzunehmen. »So kam ich über die Frau zu deren Bruder, der beim Widerstand war. Er brachte noch zwei andere mit, die sich unter den Apfelsinen versteckt haben.«

Das war seine erste Begegnung mit der Resistenza, die er nicht mehr genau zu datieren vermag – auf jeden Fall war es noch vor dem 8. September 1943. Während dieser Zeit kam er viel herum, war bei verschiedenen Einheiten, zeitweise auch bei einer Propagandakompanie. Nach der Landung der Alliierten in Sizilien wurde er wegen seiner guten Sprachkenntnisse – »ich sprach englisch, ich sprach französisch, ich sprach italienisch« – einem Kriegsgefangenenlager bei Anzio Nettuno als Dolmetscher zugeteilt. Nebenbei schmuggelte er auch Flüchtlinge aus dem Lager.

Bald darauf bekam er den Auftrag, mit sechs oder sieben Italienern Viehherden nach Norden zu treiben, die dann nach Deutschland transportiert werden sollten. Die Italiener nannten M. E. Alberto und planten mit ihm, eine Widerstandsgruppe zu bilden. Im März 1944 erhielt Alberto einen Urlaubsschein, entschloss sich, nach Hause zu fahren und verabredete sich mit den anderen für die Zeit nach seiner Rückkehr.

In Deutschland stand er vor Trümmerlandschaften, viele Freunde waren tot oder verschollen, fünf von sechs Tanten verbrannt. »Der

Rudolf Jacobs, 1914 – 3. 11. 1944 (Italien)
Entstammt einer gutbürgerlichen Bremer Familie, fährt in jungen Jahren zur See und legt als Seemann sein Offizierspatent ab, 1939 zur Wehrmacht eingezogen, erwirkt seine Freistellung zum Technikstudium, 1940 Ingenieurprüfung, 1942 Kriegsmarine, Herbst 1943 in Italien, 1944 Beförderung zum Kapt.-Ltn. und verantwortlich für die Befestigungsarbeiten am Golf von Spezia, Spätsommer 1944 desertiert und Anschluss an den italienischen Widerstand, Aufnahme in die Brigade »Ugo Muccini«, Teilnahme an Kämpfen gegen dt. Okkupanten und italienisch-faschistische Einheiten, im Kampf 1944 gefallen, Ehrenbürger der Stadt Sarzana.

Franz Krause
stammte aus Torgelow, KJVD, Wehrmacht, Mai 1944 Übertritt zu den Partisanen, kämpfte in der gleichen Einheit wie Karl Bauer, mit der »Medaglio d'Argento al Valor Militare Partigiano« ausgezeichnet.

Hans Kreidlich
Wehrmachtsangehöriger, übergelaufen zu den Partisanen, kämpfte in der gleichen Einheit wie Karl Bauer.

Adolf Kühne
Kämpfer in den Internationalen Brigaden in Spanien, dann Emigration in die Schweiz, von der Leitung der KPD-Organisation in der Schweiz aufgrund seiner militärischen Erfahrungen zu den italienischen Partisanen delegiert, beteiligt an verschiedenen Kampfhandlungen in den Grenzältern am Lago Maggiore und bis in die Gegend von Milano.

Josef Oswald
Elektriker, Uffz. der Wehrmacht, in Italien unter Wehrmachtsangehörigen antifaschistische Agitation, von einem SS-Sondergericht in Padua zum Tode verurteilt, Flucht im Februar 1945 und Übertritt zur italienischen Widerstandsbewegung, dann bis September 1945 im Kriegsgefangenenlager Rimini von der brit. Armee zu Vernehmungen der Gefangenen eingesetzt.

Hermann »Strapazzo«
Rehahn
Kämpfer in einer italienischen Partisaneneinheit.

Hans Schmidt (Berlin), 1914 SAJ, 1935 Haft im Columbiahaus, 1944 Funker in Albinea/Reggio Emilia, Kontakte zu italienischen Partisanen, beim Übertritt entdeckt und erschossen. Ehrenbürger der Gemeinde Albinea.

Mutter habe ich gesagt: Mama, ich desertiere jetzt.« Seine Mutter war sehr besorgt, weil sie nun wahrscheinlich nichts mehr über den Verbleib ihres Sohnes erfahren würde. »Wenn du keine Post mehr bekommst, geht es mir prima«, entgegnete M. E., »aber sobald du Post bekommst, ist das die Todesnachricht. Also freu dich, wenn du keine Post bekommst.«

Auf dem Rückweg nach Italien verließ er bereits kurz vor Rom den Zug und versteckte sich auf der Flucht vor einem Feldjäger in der Damentoilette. Dort bemerkte eine Frau den Deserteur, die ihn, da er sich als krank ausgab, in die Apotheke ihrer Tante brachte. Gegenüber seinen Beschützerinnen gab er sich als Franzose mit einer deutschen Mutter aus. Seine deutsche Uniform blieb in der Apotheke zurück, während der »Franzose« nach Rom gebracht und in einer Stadtwohnung versteckt wurde. Es begann eine Zeit des ständigen Versteckens. Als Deserteur war er seinem Umfeld ausgeliefert und lebte in ständiger Ungewissheit über sein weiteres Schicksal.

Nach einer Zwischenstation auf einem Bauernhof brachte ihn eine Frau zu einer Partisanengruppe in der Nähe von Rom, die sich zum Teil aus ehemaligen Spanienkämpfern zusammensetzte. Als Alberto sich an einem Hinterhalt gegen einen deutschen Konvoi beteiligen sollte, weigerte er sich – niemanden, egal auf welcher Seite, war er bereit zu töten. Die Partisanen drohten daraufhin, ihn als deutschen Spion hinzurichten und sperrten ihn in einen Schweinestall. Er hatte Fieber; heute denkt M. E., dass er wegen seiner Krankheit und der Fürsprache einer Partisanin seiner Hinrichtung entging. Die Partisanen hätten seine Krankheit als Vorwand genommen, weil sie ihn gar nicht hinrichten wollten, da seine Haltung ihnen auch imponiert habe.

Mit Hilfe der Partisanen holte er sich seine Uniform wieder. Er kam in einem Lazarett für Soldaten mit Geschlechtskrankheiten am Gardasee unter. Dort, in Riva, freundete er sich mit einem deutschen Unteroffizier an, der Kontakt zur Stauffenberggruppe hatte. Im August erhielt er einen Marschbefehl nach Holland. Er setzte sich erneut von der Truppe ab und wollte sich einer Widerstandsgruppe anschließen, die ihm besagter Unteroffizier genannt hatte. Auf der Suche nach dieser Gruppe wurde er festgenommen. Da Deserteuren die Hinrichtung drohte, gab er sich diesmal als Italiener aus, der gemeinsam mit den Deutschen gegen die Engländer kämpfen wolle. Auf dem Weg zu einem Verhör gelang ihm später die Flucht. Bei einer christlichen Widerstandsgruppe konnte er bis Kriegsende unter-schlüpfen.

Nach der Befreiung durch die Alliierten wurde M. E. erneut gefangen genommen. Da er deutscher Staatsangehöriger war, wurde er wiederum im Scheveninger Gefängnis inhaftiert – zusammen mit SS-Männern, die ihn misshandelten. Erst achteinhalb Monate später wurde seine Widerstandstätigkeit anerkannt und er kam im Februar 1946 endlich frei.

Bis heute bekam M. E. keinerlei Entschädigung für seine Inhaftierung, weil er seine Geschichte nicht mit Dokumenten belegen konnte und seine Zeugen gestorben oder nicht aufzufinden waren. Aber er sieht das Ganze letztlich gelassen: »Ich habe das ja nicht getan, um Geld zu bekommen«.

Desertion als Widerstand

Hans Schmidt aus Berlin (Jahrgang 1914) war Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend gewesen und 1935 für einige Monate im KZ Columbia bei Berlin inhaftiert (Partigiani, S. 33). 1944 war er als Funker mit einer Einheit der Luftwaffe in Albinea/Reggio Emilia stationiert. Schmidt hatte seit Monaten Kontakt zu den Partisanen. Gemeinsam mit Oddino Cattini plante er die Gründung einer Partisaneneinheit, die andere deutsche Deserteure aufnehmen sollte (vgl. Ambrosino 2001). Schmidt hatte sich entschlossen, sich nicht individuell von der Wehrmacht abzusetzen, sondern er wollte die Funkanlage und zwei Luftwaffenoffiziere, die verbrecherische Befehle gegeben hatten, den Partisanen übergeben. An der Aktion wollten sich auch Erwin Bucher, der wie Schmidt Feldwebel war, und die Gefreiten Erwin Schlunder, Karl-Heinz Schreyer und Martin Koch beteiligen. Die Aktion war bereits angelaufen, als ein alliierter Aufklärungsflugzeug Leuchtfener abwarf. In der Stellung wurde Alarm gegeben, worauf die Aktion aufflog. Schmidt wurde am folgenden Tag in die Kommandantur bestellt. Er vermutete, dass er festgenommen werden sollte und steckte eine Handgranate ein. Sein Versuch, sich und die Offiziere, die ihn verhören sollten, umzubringen, scheiterte jedoch; als die Granate entdeckt wurde, wurde Hans Schmidt erschossen. Erwin Bucher wurde auf der Flucht erschossen, die drei anderen wurden hingerichtet. Schmidt ist heute Ehrenbürger der Gemeinde Albinea. Seine sterblichen Überreste wurden auf den Soldatenfriedhof in Costermano am Gardasee gebracht, wo auch viele SS-Angehörige und Schlächter aus den Vernichtungslagern im Osten beigesetzt wurden – und zum Teil bis heute geehrt werden.

Schmidts Tochter Eva merkte in einem Gespräch mit dem Verein zur Förderung alternativer Medien an: »Das Wort Deserteur gefällt mir nicht, ich finde Widerstandskämpfer angemessener«.

Heinz Riedt (Jahrgang 1919) fand einen anderen Weg, sich dem Dienst in der Wehrmacht zu entziehen. Er überzeugte einen Militärarzt davon, ihn dienstuntauglich zu schreiben. Danach ging Riedt mit einem Stipendium an die Universität Padova, wo er unter anderem bei Norberto Bobbio Politikwissenschaften studierte. Riedt schloss sich der der Giustizia e Libertà (GI) nahestehenden Partisanengruppe um Otello Pighin an und erhielt den Decknamen Marino. Er nahm nicht an Kampfhandlungen teil, sondern sammelte Informationen und bereitete den Austausch von Gefangenen vor, während er im Alltag weiter als normaler Student auftrat. Die SS, die nach ihm fahndete, kannte nur seinen Decknamen.

Riedt bezeichnet sich als einen anormalen Deutschen in dem Sinne, dass er kein Nationalist gewesen sei. Über seine Aktivitäten für die Partisanen macht er kein Aufhebens, betrachtet vielmehr sein Verhalten als selbstverständlich. 1995 hat er in einem in La Stampa (Papuzzi 1995) veröffentlichten Gespräch erstmals öffentlich über seine Zeit als Partisan gesprochen. Seine Haltung und seine Geschichte dürften ihm freilich dabei behilflich gewesen sein, als Deutscher in den Genuss des Privilegs zu kommen, die Auschwitzerinnerungen von Primo Levi (»Ist das ein Mensch?«) zu übersetzen (Anissimov 1999, S. 401); Levi war selbst in einer der GI nahestehenden Partisaneneinheit aktiv gewesen, als er verhaftet und nach

Willi Sitte, 28.2.1921 (Kratzau/Reichenberg) Sohn eines Zimmermanns, Besuch der Kunstschule, anschließend Meisterschule für monumentale Malerei, 1941-1944 Wehrmacht, OGefr., 1944 zu den italienischen Partisanen in Montecchio desertiert, Teilnehmer an den Kämpfen in Norditalien gegen faschistische Truppen, 1946 Rückkehr nach Deutschland über die ČSR, 1946-1952 freischaffender Maler, Lehrbeauftragter, 1947 SED, Dozent, Professor, 1974 Präsident/Ehrenpräsident der Verbandes Bildender Künstler, 1976-1989 Volkskammer.

Kurt Triebel, 1908 stammt aus Hildburghausen, kämpfte 1943 in der italienischen antifaschistischen »Brigada Garibaldi«, die in der Reggio Emilia operierte, kehrte 1945 nach Thüringen zurück.

Ernst Zöllner stammte aus Berlin, Wehrmacht in Italien, Übertritt zu den Partisanen, kämpfte in der gleichen Einheit wie Karl Bauer.

Auschwitz verschleppt wurde. In Deutschland jedoch, so musste Riedt erfahren, war es besser, von seiner Vergangenheit zu schweigen: »Sie rückten mir auf den Leib« (Papuzzi 1995).

Fazit

Bei Hans Schmidt dürfte wie bei vielen anderen eine bereits erworbene und bewahrte antifaschistische Grundhaltung maßgeblich für die Entscheidung zur Desertion gewesen sein, so dass es plausibel erscheint, die Desertion als Akt des Widerstandes zu begreifen. Bezüglich seiner Motive verweist Riedt auf grundlegende humanistische Werte. Konkrete Utopien für die Zeit danach hätten er und seine Mitstreiter nicht gehabt: »Wir waren Idealisten: Befreien wir uns von der Unterdrückung, und dann wird man sehen« (Papuzzi 1995).

Deserteure wurden durch Agitation von antifaschistischen Kräften in den eigenen Reihen oder durch die Resistenza bzw. die Alliierten in ihren Entscheidungen beeinflusst; zum Teil spielten die Faszination des Landes, Kenntnis der Sprache, Beziehungen zu einheimischen Männern und Frauen oder Kontakte zu Partisanen eine wichtige Rolle.

Ob die Entscheidung zur Desertion nun als Akt des Widerstandes oder aus Einsicht in die Sinnlosigkeit oder den verbrecherischen Charakter des deutschen Vernichtungskrieges gefällt wurde oder aus eher individuellen Motiven, erscheint von zweitrangiger Bedeutung.

Jeder, der sich dem Unrecht dieses Krieges verweigerte, verdient auf seine Art Anerkennung, ob er sich einem militärischen Himmelfahrtskommando verweigerte oder sich zum Kampf gegen den Faschismus entschloss.

Zweckorientierte Kriegsinterpretationen und verklärende Kriegserinnerungen führten in der deutschen Nachkriegsgesellschaft zu einer Ächtung der Deserteure. Ihren Witwen wurden bis in die 90er Jahre Sozialrenten verweigert, von der sich neu formierenden Volksgemeinschaft wurden sie ausgeschlossen und angegriffen. Die Bundesregierungen ließen sich bis 1997 bzw. 2002 Zeit, die Urteile gegen Wehrmachtsdeserteure aufzuheben (vgl. Surmann 2002).

Gerade die Deserteure jedoch, die sich den Partisanen anschlossen, bleiben als »Kriegsverräter« von der lange überfälligen Rehabilitation ausgeschlossen. Auf die Seite der gegen den Nationalsozialismus kämpfenden Gegner gewechselt zu haben, bleibt weiter unter Strafe gestellt. »Dieses vermutlich letzte parlamentarische Wort zu den Unrechtstaten der NS-Militärjustiz und den Menschen, die ihr zum Opfer gefallen sind, ist ein aufschlussreicher Hinweis auf die Verfasstheit dieser Gesellschaft« (Surmann 2002, S. 33).

Literatur:

- Ambrosino, Guido: Il marconista contro Hitler, il manifesto, 20 novembre 2001, www.ilmanifesto.it
 Andersch, Alfred: Die Kirschen der Freiheit. Ein Bericht, Diogenes, Zürich 1971.
 Anissimov, Myriam.: Primo Levi. Die Tragödie eines Optimisten. Eine Biographie, Philo, Berlin 1999.
 Atkinson, Rick: Enduring Angst: How to Deal With Hitler's Army Deserters, The Washington Post, November 27th, 1994, p. A40.
 Ausländer, Fietje (Hg.): Verräter oder Vorbilder? Deserteure und ungehorsame Soldaten im Nationalsozialismus, Edition Temmen, Bremen 1990.
 Roberto Battaglia: Deutsche Partisanen in der italienischen Widerstandsbewegung, in: Internationale Hefte der Widerstandsbewegung 2, (1960), Heft 4, S. 73-82.

- Fahnenflucht, in: Wolfgang Benz, Herrmann Graml & Herrmann Weiß: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, Klett-Cotta, Stuttgart 1997, S. 453.
- Geyer, Michael: »Es muß daher mit schnellen und drakonischen Maßnahmen durchgegriffen werden«. Civitella in Val di Chiana am 29. Juni 1944, in: Hannes Heer/Klaus Naumann: Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944, Edition HIS, Hamburg 1995, S. 208-238.
- Haase, Norbert: Deutsche Deserteure, Rotbuch, Berlin 1987.
- Haase, Norbert: Wehrkraftzersetzung und Fahnenflucht, in: Wolfgang Benz & Walter H. Pehle: Lexikon des deutschen Widerstandes, Fischer, Frankfurt/Main 1994, S. 313-316.
- Haase, Norbert; Gerhard Paul (Hg.): Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg, Fischer, Frankfurt a.M. 1995.
- Heer, Hannes; Klaus Naumann (Hg.): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944, Edition HIS, Hamburg 1995.
- Klinkhammer, Lutz: Zwischen Bündnis und Besatzung, Niemeyer Verlag, Tübingen 1993.
- Knippschild, Dieter: »Für mich ist der Krieg aus«. Deserteure in der Deutschen Wehrmacht, in: Norbert Haase & Gerhard Paul (Hg.): Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg, Fischer, Frankfurt a.M. 1995, S.123-138.
- La resistenza. Beiträge zu Faschismus, deutscher Besatzung und dem Widerstand in Italien (2). limovobi – Verein zur Förderung alternativer Medien e.V., Erlangen 2003.
- Messerschmidt, Manfred: Das Reichskriegsgericht und die Verweigerer aus Gewissensgründen, in: Ernst Willi Hansen, Gerhard Schreiber & Bernd Wegner (Hg.): Politischer Wandel, organisierte Gewalt und nationale Sicherheit. Beiträge zur neueren Geschichte Deutschlands und Frankreichs. Festschrift für Klaus-Jürgen Müller, Oldenbourg, München 1995, S. 369-383.
- Papuzzi, Alberto: Se questo è un tedesco. »Io antinazista, fra i partigiani di GI«, La Stampa, 14 aprile 1995, S. 17.
- Partigiani. Gegen Faschismus und deutsche Besatzung. Der Widerstand in Italien. Eine Fotoausstellung der Institute für Widerstand und Zeitgeschichte Modena, Parma, Reggio Emilia 1999.
- Paul, Gerhard: »Die verschwanden einfach nachts«. Überläufer zu den Alliierten und den europäischen Befreiungsbewegungen, in: Norbert Haase & Gerhard Paul (Hg.): Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg, Fischer, Frankfurt a.M. 1995, S. 139-156.
- Surmann, Rolf: Metamorphosen des Rechts, konkret 7/2002, S. 32-33.

JÜRGEN HOFMANN

Erinnerung contra Selbstentschuldung

Zu Beginn des Jahres war in der Wochenzeitung »Die Zeit« zu lesen, der deutsche Interpretationsstreit um Auschwitz und die Bewertung des Jahres 1945 sei entschieden. Richard von Weizsäcker und Jürgen Habermas, der Bundespräsident und der Philosoph, hätten gegen Ernst Nolte und Martin Walser, den Historiker und den Dichter, ob-siegt. Konsens sei heute: »Auschwitz war ein singuläres, ein deutsches Verbrechen; Deutschland wurde befreit ...«¹ Inzwischen dürfte im Vorfeld des Gedenkens an den 8. Mai 1945 klar geworden sein, dass diese Einschätzung etwas zu optimistisch war. Sicher hat die Aufforderung Richard von Weizsäckers aus dem Jahre 1985, den Mai 1945 auch als Befreiung zu begreifen, eine größere Anhänger-schaft in der Gesellschaft der Bundesrepublik gefunden. Auch die Bereitschaft, die Verantwortung für Auschwitz anzunehmen, ist deutlich gewachsen. Doch ob sich die »richtige Interpretation der Geschichte« tatsächlich schon durchgesetzt hat, muss bezweifelt werden.

Es sind keineswegs nur Anhänger der NPD, die »Schluss mit dem Schuld kult« machen wollen. Auch Mandatsträger großer Parteien stören sich an dem von Weizsäcker und Habermas eingeforderten klaren Bekenntnis. Sie möchten »die seit Jahren vorherrschenden Denkmuster der Belehrung, der Fokussierung auf Auschwitz als Erinnerungsreligion ... überwinden«. Unverhohlen wird über die of-fizielle »politisch korrekte« Gedächtnispolitik« geklagt.² Der Ruf nach einer neuen Gesamtschau ist der Ruf nach Relativierung der Verantwortung, die sich aus der deutschen Geschichte zwischen 1933 und 1945 ergibt. Wer deutsche Opfer gegen deutsche Verbrechen aufrechnet, will nicht mehr historische Wahrheit, er will viel-mehr die Sicht auf Ursache und Wirkung verschleiern. Die Debatte um die Entschädigung der Zwangsarbeiter und die Empörung über die Wehrmachtsausstellung in den letzten Jahren zeigen, dass der Wunsch nach Relativierung und Entlastung der Erinnerung keines-wegs nur ein Anliegen politischer Einzelgänger ist.

Schützenhilfe erhalten solche Kräfte von einflussreichen Vertre-tern der Zeitgeschichtsschreibung, die die Interpretation des 8. Mai 1945 als »Tag der Befreiung und des Sieges« den »Lügen und Le-genden sowjetischer Geschichtspropaganda« zuordnen. Der Zusammenbruch des Ostblocks habe »den Weg zu neuen Perspektiven und Bewertungen der Geschichtsschreibung eröffnet«. Aus diesem ge-schichtsrevisionistischen Blickwinkel bildet erst das »Verschwinden der Sowjetunion und ihres Imperiums ... den logischen Schluss-

Jürgen Hofmann – Jg. 1943, Historiker, Berlin, Prof. Dr. sc. phil.; Arbeitsgebiete: Geschichte Preußens, deutsche Zeitgeschichte, Landes- und Regional-geschichte; Sprecher der Historischen Kommission der PDS.

1 Bernd Ulrich: Nie wieder. Immer wieder. Wen die Be-schäftigung mit Auschwitz nicht mehr verstört, macht etwas falsch, in: Die Zeit, Nr. 5, 27. 1. 2005, S. 1.

2 Rede des Bezirksbürger-meisters Steglitz-Zehlendorf von Berlin zum Volkstrauer-tag 2004. Zitiert in: Berliner Zeitung, 24./25. 3. 2005, S. 21.

punkt des Zweiten Weltkrieges«.³ Dem Kalten Krieg fällt die Funktion eines Nachspiels des Zweiten Weltkrieges zu und der Mai 1945 wird zur Zwischenetappe einer Entwicklung, die erst 1989/90 vollendet werden konnte. Unverkennbar bei diesen Neuinterpretationen ist die Ausrichtung an jener Spielart der Totalitarismus-Theorie, die auf die Gleichsetzung von faschistischer und kommunistischer Diktatur zielt.

In den Trend der Neuinterpretation, das heißt des Geschichtsrevisionismus, ordnet sich die mediale Inszenierung ein, die Guido Knopp für das Fernsehen und den Buchmarkt zum Kriegsende bereit hält. Absichtsvoll werden die Ereignisse im Westen und Osten separiert. So können die letzten Tage und Wochen des Krieges im Westen Deutschlands mit dem Titel »Befreiung« geadelt und die in Deutschlands Osten unter den Stichworten »Vertreibung« und »Sturm« abgewertet werden. Die Botschaft ist eindeutig.⁴ Schon die Autoren des »Schwarzbuches des Kommunismus« machten die Unterscheidung zwischen »zwei sehr unterschiedliche Arten« der Befreiung Europas zu einem ihrer Leitgedanken. Während die eine im Westen zur Wiederherstellung der Demokratie führte, habe die im Osten die Einsetzung neuer Diktaturen ermöglicht.⁵

Die retrospektive Selbstgerechtigkeit, mit der der Mai 1945 aus dem Blickwinkel des Ausgangs der Systemauseinandersetzung am Ende des Jahrhunderts interpretiert wird, hat wenig mit der historischen Situation und den Ängsten, Sorgen und Hoffnungen der Menschen in jener Zeit gemein.

Als in der Nacht vom 8. zum 9. Mai 1945 in Berlin-Karlshorst Vertreter des Oberkommandos der Wehrmacht vor den Vertretern der Streitkräfte der Anti-Hitler-Koalition die offizielle Urkunde über die bedingungslose Kapitulation unterzeichnen mussten, atmeten die Völker Europas auf. Für sie war ein Krieg zu Ende, dessen Ausmaße, Zerstörungen und Opfer alles bis dahin Gekannte übertraf. Die totale Niederlage des faschistischen Deutschland besiegelte das Ende eines totalen Krieges, dessen Drahtziehern die deutsche Bevölkerung in ihrer Mehrheit lange zugejubelt und buchstäblich bis fünf Minuten nach zwölf Gefolgschaft geleistet hatte. Durch den Sieg der Anti-Hitler-Koalition über den deutschen Faschismus und seine Vasallen wurde ein verbrecherisches System niedergedrungen, dessen Weltherrschaftspläne und Herrschaftspraxis sowie Rassenwahn die menschliche Zivilisation generell in Frage gestellt hatten. Es war nicht schlechthin ein Krieg zu Ende gegangen. Eine existenzielle Bedrohung war abgewendet worden. In das kollektive Bewusstsein der Völker Europas haben sich diese Tage deshalb als Tage des Sieges und der Befreiung eingepägt.

Der Krieg war 1945 an seinen Ausgangspunkt zurückgekehrt. Hier in Berlin waren mit der »Machtergreifung« im Januar 1933 die Weichen für die »Neuordnung Europas« gestellt worden. Von hier aus wollte sich ein »Tausendjähriges Reich« über die versklavten Völker erheben. Dem Terror nach innen folgte der Terror nach außen. Die Revision des Versailler Vertrages war das Vorspiel zur Eroberung von »Lebensraum« und Rohstoffquellen, die den planmäßigen Völkermord einschloss. In Berlin befanden sich die Kommandozentralen des verbrecherischen NS-Regimes. Hier fielen die Entscheidun-

3 Rolf-Dieter Müller: Der Zweite Weltkrieg 1939-1945 (Gebhard: Handbuch der deutschen Geschichte, 10., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 21), Stuttgart 2004, S. 384 f.

4 Siehe Guido Knopp: Die Befreiung. Kriegsende im Westen, Berlin 2004; Ders.: Der Sturm. Kriegsende im Osten, Berlin 2004.

5 Stéphane Courtois, Nicolas Werth u. a.: Das Schwarzbuch des Kommunismus. Unterdrückte Verbrechen und Terror, München 1998, S. 35.

6 Zur Rolle der NSDAP und ihrer Gliederungen während des zweiten Weltkrieges siehe Kurt Pätzold, Manfred Weißbecker: Geschichte der NSDAP 1920-1945, Köln 1998, S. 361 ff.

7 Die in der Literatur verbreitete Zahl von 50 Millionen Toten des Zweiten Weltkrieges muss vor dem Hintergrund neuer Recherchen korrigiert werden.

gen für die Entfesselung des Zweiten Weltkrieges, für den »Fall Barbarossa« und den Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion sowie zur »Endlösung der Judenfrage«.⁶

Der Sieg der Anti-Hitler-Koalition beendete den Zweiten Weltkrieg in Europa. Während hier die Waffen schwiegen, hielten die verlustreichen Kämpfe zwischen Japan und den USA mit ihren Verbündeten im asiatisch-pazifischen Raum an. Der Achsen-Verbündete des »Dritten Reiches« wollte an seinen Eroberungen festhalten. Seine Militärs wähten sich auf der koreanischen Halbinsel, dem chinesischen Festland und in Indochina noch fest im Sattel. Statt zu kapitulieren, sollte eher die eigene Bevölkerung geopfert werden. Der auf Wunsch der USA erfolgte Eintritt der Sowjetunion in die Kampfhandlungen veränderte die Situation. Mit drei Heeresgruppen zwang diese in wenigen Tagen die Kwantung-Armee zur Aufgabe. Für den Atombombenabwurf auf Hiroshima und Nagasaki gab es keine zwingende militärische Notwendigkeit. Mit der bedingungslosen Kapitulation Japans am 2. September 1945 wurde das Ende des Weltkrieges besiegelt.

Die Bilanz des Zweiten Weltkrieges überfordert auch nach sechzig Jahren das menschliche Vorstellungsvermögen. Sie bleibt eine Bilanz des Schreckens und damit dauerhafte Mahnung an die Nachgeborenen und an die Politik. In den sechs Kriegsjahren von 1939 bis 1945 standen etwa 110 Millionen Soldaten unter Waffen. Nach neueren Berechnungen starben mehr als 60 Millionen Menschen bei Kampfhandlungen, durch Repressalien, Massenvernichtungsaktionen und Kriegseinwirkungen.⁷ Von den 18 Millionen Menschen, die das NS-Regime in Konzentrationslager verbrachte, wurden 11 Millionen ermordet oder durch Arbeit vernichtet. Unfassbar der industrielle Massenmord an 6 Millionen europäischen Juden, die – wie auch Sinti und Roma – dem Rassengenozid zum Opfer fielen. In Deutschland mussten fast 8 Millionen und in Japan über 2 Millionen Menschen aus den eroberten Ländern Zwangsarbeit leisten. Mit über 27 Millionen Menschen hatte die Sowjetunion die mit Abstand größten Verluste zu beklagen. China zahlte mit 15 Millionen, Polen mit 6 Millionen, Jugoslawien mit 1,7 Millionen, Frankreich mit ca. 800 000, die USA und Großbritannien mit jeweils 400 000 und Italien mit 300 000 Toten ebenfalls einen hohen Blutzoll. Das »Dritte Reich« verheizte für größtenwahnsinnige Weltherrschaftspläne allein an den Fronten 6 Millionen deutsche Staatsbürger. Die unermesslichen materiellen Schäden, die Zerstörungen der Natur und deren Langzeitfolgen entziehen sich exakten Berechnungen.

Noch nie zuvor in der Geschichte waren derart gigantische mörderische Energien auf Schlachtfeldern und im Hinterland mobilisiert worden. Die bis dahin übliche Differenzierung zwischen militärischen Kombattanten und nichtkämpfender Zivilbevölkerung sowie die Grenzen zwischen Front und Hinterland waren aufgehoben. Provoziert und praktiziert von der deutschen Kriegführung entartete der Weltkrieg zum »totalen Krieg«. Diesen Charakter hatte er bereits angenommen, bevor Goebbels am 18. Februar 1943 im Berliner Sportpalast unter dem frenetischen Beifall fanatisierter Anhänger, den Übergang zum »totalen Krieg« verkündete.

Zum fatalen Erbe des Zweiten Weltkrieges zählt die Atomwaffe. Die USA setzten diese neuartige Massenvernichtungswaffe noch

kurz vor Kriegsende ein und eröffneten damit eine verhängnisvolle Entwicklung. Im Rahmen des Rüstungswettlaufes der Nachkriegszeit steigerte sich das verfügbare Vernichtungspotenzial zur Möglichkeit des atomaren Overkill. Diese Gefahr ist auch nach dem Ende der Blockkonfrontation keineswegs gebannt. Das Krebsgeschwür nuklear-technischer und computergestützter Waffensysteme bleibt eine Bedrohung menschlicher Existenz.

Der Sieg über den deutschen Faschismus und die Befreiung Europas waren eine Leistung aller Verbündeten in der Anti-Hitler-Koalition. Sie kann und sollte deshalb auch nicht einseitig vereinnahmt werden. Die von der Blockkonfrontation geprägten Erinnerungsmuster, die vorwiegend auf die jeweils eigene Leistung ausgerichtet waren, sind auch nach 15 Jahren noch nicht überwunden. Die Feiern zum 60. Jahrestag der Landung der alliierten Streitkräfte in der Normandie im Juni 2004 lassen eher vermuten, dass ein neues Ungleichgewicht der Erinnerung befestigt werden soll. Dem entgegen ist jedoch festzuhalten: Nur in einer gemeinsamen Anstrengung konnte die menschliche Zivilisation vor einem Terrorregime gerettet werden, das vor keinem Verbrechen zurückschreckte. Diese Bedrohung führte Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung und Menschen unterschiedlichster Weltanschauung und politischer Orientierung zusammen. Die Lieferungen von Waren, Waffen und Ausrüstungen halfen der Sowjetunion, dem Druck des hochgerüsteten Aggressors standzuhalten. Die langerwartete zweite Front verkürzte die letzte Phase des Krieges in Europa erheblich. An der Seite der Streitkräfte der Anti-Hitler-Koalition kämpften Partisanen und Widerstandskämpfer in allen okkupierten Gebieten für die Freiheit ihrer Heimatländer. An der abschließenden Berliner Operation nahmen auch polnische Soldaten teil. Mit dem Überfall auf ihre Heimat hatte der Zweite Weltkrieg begonnen. Deutsche Antifaschisten reiheten sich ebenfalls in die Armeen der Anti-Hitler-Koalition und in die Partisanen- und Widerstandsgruppen ein. Nicht vergessen werden dürfen die mutigen Frauen und Männer, die aus den unterschiedlichsten Motiven unter ständiger Lebensgefahr in Deutschland selbst Widerstand gegen das NS-Regime leisteten. Obwohl sie eine verschwindende Minderheit blieben, hielten sie mit ihrem persönlichen Einsatz die Hoffnungen auf das andere Deutschland aufrecht.

Die Hauptlast im Kampf gegen Nazi-Deutschland trug die Sowjetunion. Sie hatte den entscheidenden Anteil am Sieg. Die Ostfront war die Hauptfront des Zweiten Weltkrieges. Das wurde von den westlichen Verbündeten der UdSSR unter dem Eindruck der Ereignisse auch wiederholt gewürdigt. Erst in den Jahren des Kalten Krieges geriet der Anteil des ehemaligen Verbündeten und neuen potenziellen militärischen Kontrahenten in den USA und in Westeuropa gewollt in Vergessenheit. Vierzig Jahre später war die sowjetisch-deutsche Front bereits der »unbekannte Krieg«, der Stoff für eine historische Dokumentation bot. Interessanterweise wurde die Bevölkerung der alten Bundesrepublik damals nur mit einer stark gekürzten Fassung der US-amerikanischen Produktion vertraut gemacht. Insgesamt 1 418 Tage und Nächte währten die militärischen Auseinandersetzungen der Sowjetunion mit dem deutschen Aggressor. Lange bevor endlich die zweite Front eröffnet wurde, hatten

8 Siehe Valentin Falin: Zweite Front. Die Interessenkonflikte der Anti-Hitler-Koalition, München 1995, S. 495.

9 Siehe u. a. Gerhard Schreiber: Der zweite Weltkrieg, München 2002; Gerhard Förster, Heinz Helmert, Helmut Schnitter: Der zweite Weltkrieg. Militärhistorischer Abriss, Berlin 1989; Stefan Doernberg: Moskau-Seelow-Berlin. Heimkehr eines Deutschen nach Deutschland 1945 (Seelower Hefte; 3), Manschnow 2001. Die Angaben zu den sowjetischen Kriegsverlusten sind nicht einheitlich, abhängig davon, ob zeitgenössische Angaben oder spätere Analysen des sowjetischen Generalstabes zu Grunde gelegt werden. Die frühere Angabe von 25 Millionen Kriegstoten gilt als überholt.

10 Das Potsdamer Abkommen. Dokumentensammlung, Berlin 1975, S. 218 f.

sowjetische Soldaten den Feind vor Moskau gestoppt, in Stalingrad die Wende des Krieges erzwungen und im Kursker Bogen die größte Panzerschlacht des Zweiten Weltkrieges für sich entschieden. Die sowjetischen Streitkräfte zerschlugen 607 deutsche sowie mit Deutschland verbündete Divisionen. Drei Viertel seiner Kriegsverluste erlitt das Dritte Reich an der Ostfront.⁸

Der Preis für diese Leistung war hoch. Zwischen 8 und 11 Millionen sowjetische Soldaten ließen dafür an der Front ihr Leben. Vier Millionen sowjetische Kriegsgefangene überlebten die deutschen Lager nicht. Mehr als 13 Millionen Zivilpersonen wurden getötet oder starben unter den unmittelbaren Kriegseinwirkungen. Belorussland verlor ein Viertel seiner Einwohner. In Städten wie Leningrad, Smolensk oder Pskow überlebten ein Drittel der Einwohner die Kampfhandlungen nicht. In Stalingrad lebte nach der mörderischen Schlacht nur noch etwa jeder zehnte der dort verbliebenen Einwohner. Der deutsche Aggressor hinterließ eine Spur der Verwüstung: 1 710 Städte und 70 000 Dörfer, 31 800 Industriebetriebe, 13 000 Brücken und 65 000 Kilometer Eisenbahnnetz zerstört, gesprengt oder niedergebrannt. Diese Bilder hatten sowjetische Soldaten vor Augen, als sie die Grenze des Deutschen Reiches überschritten. Auf ein Drittel wird der Verlust an materiellem Vermögen der Sowjetunion geschätzt.⁹

»Nie wieder Faschismus und Krieg«, lautete die Botschaft, die sich 1945 aus bitterer Erfahrung ergab und die auch in Deutschland breiten Widerhall fand. Das schloss die Frage nach Verantwortung und Schuld, insbesondere nach den Verantwortlichen und den Profiteuren des Krieges und des NS-Systems ein. Es war deshalb nicht verwunderlich, dass sich die Blicke auf jene Kreise aus Industrie und Grundbesitz richteten, die den Machantritt der Nazis zumindest wohlwollend geduldet, wenn nicht gefördert, jedenfalls aber von deren Eroberungs- und Vernichtungspolitik profitiert hatten. Diese antikapitalistische Stoßrichtung des Antifaschismus war in den Erfahrungen seit den beginnenden dreißiger Jahren begründet. Die Siegermächte des Zweiten Weltkrieges verständigten sich in Potsdam im Sommer 1945 nicht von ungefähr auf die Ausrottung des »deutschen Militarismus und Nazismus« sowie die »Vernichtung der bestehenden übermäßigen Konzentration der Wirtschaftskraft, dargestellt durch Kartelle, Syndikate, Trusts und andere Monopolvereinigungen.«¹⁰ Neben den Naziführern saßen auf der Anklagebank in den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen auch Spitzenvertreter der deutschen Wirtschaft und Staatsbeamte. Die Sanktionen der Siegermächte sollten sicherstellen, dass von deutschem Boden nie wieder eine Gefahr für Europa und die Welt ausgehen kann. Diese völkerrechtliche Verpflichtung darf nicht in Vergessenheit geraten.

Als Konsequenz aus den Lehren des Zweiten Weltkrieges wurde die Organisation der Vereinten Nationen geschaffen. Sie trat faktisch das Erbe der Anti-Hitler-Koalition an. Am 25. April 1945, dem Tag, an dem sich amerikanische und sowjetische Verbände an der Elbe bei Torgau trafen, begannen in San Francisco die Verhandlungen, die am 26. Juni 1945 in die Unterzeichnung der Charta der Vereinten Nationen mündeten. Die Charta fixierte Grundsätze der Staatenbeziehungen und des internationalen Rechts. Vertreter von 55 Staaten

unterschrieben damals das Regelwerk der Vereinten Nationen, das den Verzicht auf militärische Gewalt in den zwischenstaatlichen Beziehungen fordert und Kriege nur zum Zwecke der Verteidigung eines Staates gegen eine Aggression und mit Billigung der Staatengemeinschaft rechtfertigt. An die UN-Gründung knüpfte sich die Hoffnung, einer erneuten Bedrohung des Weltfriedens und der menschlichen Zivilisation mit vereinten Kräften erfolgreich entgegenzutreten zu können. Obwohl die in der Anti-Hitler-Koalition vereinbarte und praktizierte Zusammenarbeit bereits wenige Jahre nach dem Sieg vom Kalten Krieg, der Systemkonfrontation und militärischer Blockbildung überschattet wurde, konnte die UNO ihrer friedenssichernden Aufgabe viele Jahrzehnte hindurch im Wesentlichen gerecht werden. Seit dem Ende der Blockkonfrontation ist jedoch die UN-Charta wiederholt vorsätzlich verletzt worden. Es läuft dem Gründungskonsens der Organisation der Vereinten Nationen zuwider, wenn in jüngster Zeit Einzelmitglieder für sich die Entscheidung über Krieg und Frieden reklamieren, die 1945 aus schmerzlicher Erfahrung in die Hände eines internationalen Gremiums gelegt und einem strengen Regelwerk unterworfen wurden. Die Diskussion um eine Reform der Vereinten Nationen muss deshalb vor allem die Frage beantworten, wie diese Kernkompetenz – die Entscheidung über den Einsatz militärischer Gewalt – auch in Zukunft gesichert und durchgesetzt werden kann.

Der Ausgang des Zweiten Weltkrieges hatte die Welt verändert. Die Sowjetunion war trotz ihrer enormen menschlichen und materiellen Verluste gestärkt aus dieser Auseinandersetzung hervorgegangen. Sie hatte an Ansehen, Einfluss und militärpolitischer Kraft gewonnen und war eine von allen zu respektierende Größe der Weltpolitik geworden. In Asien erstarkten die antikolonialen Befreiungsbewegungen und setzten erste Zeichen für den sich anbahnenden weltweiten Zusammenbruch des Kolonialsystems. In Europa hatte sich die Arbeiterbewegung mit ihrem überragenden Anteil am antifaschistischen Widerstand Einfluss auf die Gestaltung der Nachkriegsordnung verschafft. In den meisten europäischen Ländern waren ihre Vertreter an der Regierung beteiligt. Gewerkschaften und Parteien strebten nach stärkerer Zusammenarbeit bisher getrennter Flügel, um politische Gefahrensituationen künftig besser abwenden zu können. Der Ruf nach Einheit war allgemein verbreitet. Er ergab sich aus den bitteren Erfahrungen mit dem Faschismus und beschränkte sich keineswegs auf den sowjetischen Einflussbereich. Internationale Organisationen und Zusammenschlüsse wie der Weltgewerkschaftsbund, der Weltbund der Demokratischen Jugend, die Internationale Frauenföderation entstanden noch in den ersten Nachkriegsmonaten. Es zeigte sich jedoch bald, dass organisatorische Vereinigungen kaum die Meinungsverschiedenheiten über Ziele und Wege überwinden konnten.

Angesichts der dramatischen Erfahrungen seit 1933 war nach 1945 eine einfache Rückkehr zur Vorkriegsordnung ausgeschlossen. Das politische und gesellschaftliche System der Zwischenkriegszeit, das Faschismus und Zweiten Weltkrieg hervorbrachte bzw. in der Abwehr der Bedrohung zunächst versagte, stand auf dem Prüfstand. »Zwei Weltkriege haben den Beweis erbracht, dass die zum Krieg

11 Michael Schneider: Kleine Geschichte der Gewerkschaften. Ihre Entwicklung in Deutschland von den Anfängen bis heute, Bonn 1989, S. 453.

treibenden Kräfte in Deutschland in der Zusammenballung der Kapitalmächte ... und in dem Missbrauch ihrer wirtschaftlichen Vormachtstellung zu suchen ist«¹¹, hieß es unmissverständlich in der Entschließung der II. Interzonenkonferenz der Gewerkschaften vom Dezember 1946 in Hannover. Die Forderung nach gesellschaftlichen Veränderungen und die Chance ihrer Verwirklichung ergaben sich zwangsläufig aus dem Fazit der ersten Jahrhunderthälfte. Sie hatte bereits nach dem Ersten Weltkrieg in vielen Ländern auf der Tagesordnung gestanden. Es bedurfte nicht des Diktats einer Besatzungsmacht, um diese Fragen auf die Agenda zu setzen. In Westeuropa und Westdeutschland wurde mit der Stärkung der parlamentarischen Demokratie ein von den Westmächten vorgegebener Weg eingeschlagen, der jedoch die sozialökonomischen Quellen, aus denen der Faschismus geschöpft hatte, nicht antastete und großen Teilen der alten Eliten neue Karrieren eröffnete. In Osteuropa und Ostdeutschland wurden schon in der antifaschistisch-demokratischen Übergangsphase grundlegende gesellschaftliche Veränderungen eingeleitet. Mit der Übertragung des stalinistischen Gesellschaftsmodells und der kritiklosen Ausrichtung der marxistisch-leninistischen Parteien auf die KPdSU wurde jedoch in den Länder des sowjetischen Einflussbereiches die Chance vergeben, die dem anfangs verfochtenen Konzept eines demokratischen, von nationalen Besonderheiten bestimmten Weges zum Sozialismus innewohnte.

Während für die Frauen und Männer, die aus Zuchthäusern, Konzentrationslagern und aus der Emigration zurückkehrten, der Mai 1945 als Befreiung und Chance nie in Frage stand, sprachen traditionelle Eliten, die die Aufbaujahre der Bundesrepublik maßgeblich beeinflussten, von Zusammenbruch oder Kriegsende und beschworen die Fortexistenz des Deutschen Reiches. In der Deutschen Demokratischen Republik wurde der 8. Mai 1945 bereits kurz nach ihrer Gründung als Tag der Befreiung zum staatlichen Feiertag erhoben. In der Bundesrepublik Deutschland stieß noch 1985 die Aufforderung des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker, den 8. Mai 1945 ungeachtet widersprüchlicher Erfahrungen auch als Tag der Befreiung zu begreifen, auf ein geteiltes Echo und sogar auf erbitterte Ablehnung. Bis heute halten die Versuche an, die Bedeutung dieses Tages unter Verweis auf deutsche Opfer zu relativieren. Erkenntnisse und Einsichten der kritischen Zeitgeschichtsforschung werden nach wie vor nur zögerlich angenommen. Das in Filmen und Erzählungen der fünfziger Jahre im Westen kultivierte Muster, das eine »anständige« Mehrheit der Deutschen und eine »unbescholtenene« Wehrmacht von den Verbrechen des NS-Regimes und seiner Spitzenfunktionäre abhob, wurde nur zu gern angenommen und verfehlte seine Wirkung nicht. Gefolgschaftstreue zu Hitler, massenhafte Loyalität im NS-Regime, Mitverantwortung und Verstrickung in die Verbrechen des Faschismus konnten so verdrängt werden.¹² Erst die Achtundsechziger stellten diesen Mythos ernsthaft in Frage.

Die Mechanismen der deutschen »Selbstentschuldung« wirken dennoch weiter.¹³ Eine bis heute gängige Methode, Schuld und Verantwortung für Faschismus und Weltkrieg zu verschleiern, ist, diese Schuld zu personalisieren. Die Floskel von »Hitlers Krieg« ist inzwischen in verschiedenen Variationen zum Thema ganzer Fernseh-

12 Hans-Ulrich Thamer: Der zweite Weltkrieg in der deutschen Erinnerungskultur, in: Stefan Martens, Maurice Vaisse: Frankreich und Deutschland im Krieg (Nov. 1942 bis Herbst 1944). Okkupation, Kollaboration, Résistance. Akten des deutsch-französischen Kolloquiums Paris 1999, Bonn 2000.

13 Siehe Norbert Frei: 1945 und wir. Das dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen, München 2005.

serien und sie begleitender Publikationen geworden. Indem alles auf eine einzelne Person und ihr unmittelbares Umfeld projiziert wird, werden die Staatsbürokratie und die Kriegsgewinnler mit ihren unternehmerischen Interessen zu Statisten und Mitläufern der Ereignisse, die sie in Wahrheit gefördert, mitgetragen und mitgestaltet haben. Die Mehrheit der Deutschen erfährt als verführte Masse Absolution. Wer hätte sich auch der »Suggestion des Führers« entziehen sollen? Dass die Millionen Mitläufer über Jahre zugleich korrumpierte Nutznießer des Bösen waren und von Judenverfolgung und der Ausplünderung der besetzten Länder profitierten, gerät dabei oft aus dem Blick.¹⁴

Wie schwer sich die Gesellschaft der Bundesrepublik mit der Auseinandersetzung zu Faschismus und Krieg tat, offenbarte bereits die heftige Debatte um die Verjährungsfristen für NS-Verbrechen in den sechziger Jahren. Der Forderung nach schonungsloser Verfolgung und Aburteilung der Schuldigen stellte sich schon damals der Ruf nach einem »Schlussstrich« entgegen. Die Entscheidung des Bundestages, den Beginn der Verjährungsfrist auf den 31. 12. 1949 zu verlegen und damit auch in den folgenden Jahren eine Verfolgung und Verurteilung zu ermöglichen, fiel mit deutlicher Mehrheit. Ein anderes Votum hätte die Bundesrepublik wenige Jahre nach dem spektakulären Eichmann-Prozess in Israel international isoliert. Jeder fünfte Abgeordnete hatte dem entsprechenden Gesetz dennoch seine Zustimmung verweigert.

In Ostdeutschland verfügten die Antifaschisten über genug Einfluß, um viele Menschen zum Umdenken zu bewegen. Die Aufforderung, die antifaschistische Position einer Minderheit als gesellschaftlichen Grundkonsens zu übernehmen und sich bei den »Siegern der Geschichte« einzureihen, förderte einerseits die Integration, ermöglichte aber andererseits ebenfalls Verdrängung. Die besondere Verantwortung der wirtschaftlichen, politischen und militärischen Führungsgruppen des Deutschen Reiches für NS-Regime und Krieg und die daraus erwachsenden Konsequenzen blieben jedoch für die DDR konstituierend. Wenn einseitige Ausrichtungen sowie ritualisierte und erstarrte Formen der Erinnerung im Osten Deutschlands kritikbedürftig sind, ändert das nichts daran, dass die Würdigung des 8. Mai 1945 als Tag der Befreiung die historischen Erfahrungen der Völker Europas adäquat widerspiegelt.

Im zerrütteten und zerstrittenen Russland, das unter seinem internationalen Bedeutungsverlust leidet, spielt der »Große Vaterländische Krieg« mit seiner Symbolkraft nach wie vor eine herausgehobene Rolle. Mit dem Zerfall der Sowjetunion waren einerseits überlieferte Deutungsmuster in Frage gestellt. Stereotype sowjetischer – vielfach auf Stalin zurückgehender – Siegesgeschichtsschreibung mussten überwunden bzw. kritisch geprüft werden. Neben dringend notwendigen Korrekturen hatten auch Spekulationen Konjunktur. Andererseits eröffnete sich die Möglichkeit, bisherige Tabuthemen zu erörtern und Voraussetzungen für eine realistische und quellengestützte Aufarbeitung zu schaffen. Der »Große Vaterländische Krieg« bleibt ein Schlüsselereignis des historischen und patriotischen Selbstverständnisses und wird unabhängig von divergierenden Urteilen im Detail und politischer Ausrichtung von den

14 Siehe dazu Götz Aly: Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt a. M. 2005.

15 Ein Überblick über den Stand der Forschung und Diskussion in der Russischen Föderation findet sich bei Horst Schützler: *Der »Große Vaterländische« – Was für ein Krieg? Sichten und Einsichten in Russland und seiner Geschichtsschreibung*, hrsg. von Helle Panke e.V., Berlin 2004 (Pankower Vorträge, H. 67).

verschiedensten Gruppierungen in Anspruch genommen.¹⁵ Ein deutlicher Paradigmenwechsel im offiziellen Umgang mit dem Zweiten Weltkrieg und seinen Ergebnissen ist hingegen in den ehemaligen baltischen Republiken, aber auch bei einigen ehemaligen »Bruderländern« zu verzeichnen. Die Offenbarungen über das lange geleugnete Geheimabkommen zum Hitler-Stalin-Pakt und länger schwebende nationale Konflikte haben zu einer Distanzierung von der Sowjetunion geführt. Die Einverleibung in die Union der Sowjetrepubliken bzw. die Einordnung in ihren Machtbereich wird als Okkupation betrachtet, die eine Bewertung der Ereignisse von 1944/45 als Befreiung ausschließen. Demgegenüber treten die deutsche Besatzung und deren »Umvolkungspläne« für Osteuropa in den Hintergrund. Der eigene Anteil an faschistischen Verbrechen – wie etwa an der Liquidierung der jüdischen Bevölkerung – sind nur selten Thema kritischer Rückschau.

Selbstverständlich sind die Erfahrungen mit Geschichte an das Individuum gebunden und damit zunächst individuell. Nicht selten decken sie sich nicht mit der objektiven Bedeutung des jeweiligen Ereignisses. Erst aus dem gesellschaftlichen Diskurs schälen sich die Erfahrungen und Einsichten heraus, die den Konsens der kollektiven Erfahrung ausmachen. Für viele Deutsche verband sich das Kriegsende zunächst mit dem Gefühl der Niederlage. Sie erlebten deshalb diese Zeit als Lebenskatastrophe. Übergriffe, eine rigide Besatzungspolitik und der Verlust der Heimat, von dem schätzungsweise 12 Millionen betroffen waren, bestärkten sie darin. Dennoch wurden auch die Deutschen befreit, unabhängig davon, wie sie die Ereignisse in jenen Tagen erlebten und bewerteten. Sie wurden befreit von den Schrecken des Krieges. Sie konnten aufatmen. Sie hatten überlebt. Sie wurden befreit von der Rolle, die sie als Gefolgschaft eines mörderischen Regimes gespielt hatten. Sie wurden befreit von der Möglichkeit einer schandbaren Perspektive als Sklavenhalter Europas. Deutschland, das »Volk der Dichter und Denker«, hatte sich selbst als »Volk der Mörder und Henker« diskreditiert. Nach dem 8. Mai 1945 hatte Deutschland wieder eine Zukunft.

Wem es gegenwärtig und künftig ernst ist mit der Abwehr der neonazistischen Gefahr und mit der Zurückdrängung des Rechtsextremismus, der muss sich auch gegen den mehr und mehr um sich greifenden Geschichtsrevisionismus wenden. Wer »Schluss mit dem Schuldskult« ruft, will historische Erfahrung vergessen machen und Verantwortung leugnen. In einer Situation, in der nur noch wenige Vertreter der Zeitzeugengeneration leben und die Kriegskindergeneration bereits von den Nachgeborenen abgelöst wird, ist es um so wichtiger, welche Aussagen und Einsichten die Erinnerungskultur über den Mai 1945 prägen. Eine deutsche Demokratie, die sich nicht eindeutig zu ihren antifaschistischen Ursprüngen bekennt, gibt sich selbst auf. Es liegt an uns selbst, welcher Sinn dem historischen Datum 8. Mai 1945 verliehen wird.

WOLFGANG WIPPERMANN

»Wie die Juden«?

Die Kontroverse über den Völkermord an Sinti und Roma

»Wie die Juden«

»Es ist ebenso wie mit den Juden. (...) Es bestand kein Unterschied zwischen den Zigeunern und den Juden.« Dies antwortete der Führer der Einsatzgruppe D, Otto Ohlendorf, auf die Frage der Nürnberger Ankläger, warum seine Untergebenen auch »Zigeuner« ermordet hätten. Der berüchtigte SS-Obergruppenführer Erich von dem Bach-Zelewski beschrieb die Aufgaben der von ihm geleiteten Einsatzgruppe B folgendermaßen: »Die Hauptaufgabe (...) war die Vernichtung der Juden, Zigeuner und der Politischen Kommissare.«

Täter wie Ohlendorf und von dem Bach-Zelewski haben bereitwillig zugegeben, daß die Sinti und Roma »wie die Juden« verfolgt worden sind. Der Mord an den Sinti und Roma, der in ihrer Sprache, dem Romanes, als »Porrajmos« (das Verschlungene) bezeichnet wird, war wie die Shoah ein Völkermord. Beide Völkermorde waren intendiert, rassistisch motiviert und total. Die von Himmler bereits am 8. Dezember 1938 öffentlich angekündigte »endgültige Lösung der Zigeunerfrage (...) aus dem Wesen dieser Rasse heraus« war wie die »Endlösung der Judenfrage« Teil eines umfassenden Programms der Nationalsozialisten, das im Innern eine »Reinigung des Volkskörpers« von allen »rassefremden« (aber auch »kranken« und »asozialen«) »Elementen« und im Äußeren die Gewinnung von »Lebensraum im Osten« vorsah, der ebenfalls von den Angehörigen »minderwertiger Rassen«, allen voran wiederum Juden und Sinti und Roma, »gereinigt« werden sollte.

Die Nationalsozialisten nannten dies »ethnische Flurbereinigung«.

Shoah und Porrajmos sind vergleichbar. Dies haben auch die Siegermächte des Zweiten Weltkrieges so gesehen. Folglich haben sie sich dafür eingesetzt, daß Juden und Sinti und Roma das bekamen, was dann mit dem mehr als problematischen Begriff der »Wiedergutmachung« bezeichnet wurde. In der DDR blieb dies auch so. Juden und Sinti und Roma galten als »Opfer des Faschismus«. Allerdings nicht als »Kämpfer«, weshalb sie eine geringere Rente erhielten. Sinti und Roma zudem nur dann, wenn sie sich »sozial angepaßt« verhielten. Dies war zwar diskriminierend und keineswegs gut, doch immerhin besser als in der Bundesrepublik. An der in der Bundesrepublik geführten Kontroverse über den Völkermord an den Sinti und Roma haben sich Historiker der DDR kaum beteiligt. Hier ging es ausnahmsweise mal nicht um Ost gegen West. Es war und es ist bis heute eine (west-)deutsche Kontroverse.

Wolfgang Wippermann – Jg. 1945; Prof. Dr.; Professor für Neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin. Verschiedene Publikationen über Bonapartismus, Faschismus und Totalitarismus sowie Antisemitismus und Antiziganismus. Zuletzt: Umstrittene Vergangenheit. Fakten und Kontroversen zum Nationalsozialismus, Berlin 1998; Konzentrationslager. Geschichte, Nachgeschichte, Gedenken, Berlin 1999; zusammen mit Werner Loh (Hrsg.), Faschismus kontrovers, Stuttgart 2002; »Auserwählte Opfer«? Shoah und Porrajmos im Vergleich. Eine Kontroverse, Berlin 2005; Rassenwahn und Teufelsglaube, Berlin 2005.

Aus dem Runderlaß des Reichsführers SS und Chefs der Deutschen Polizei im Reichsministerium des Innern, Heinrich Himmler, vom 8. Dezember 1938: »Die bisher bei der Bekämpfung der Zigeunerplage gesammelten Erfahrungen und die durch die rassenbiologischen Forschungen gewonnenen Erkenntnisse lassen es angezeigt erscheinen, die Regelung der Zigeunerfrage aus dem Wesen dieser Rasse heraus in Angriff zu nehmen. (...) Es erweist sich deshalb als notwendig, bei der endgültigen Lösung der Zigeunerfrage die rassereinen Zigeuner und die Mischlinge gesondert zu behandeln.«

Aus dem Urteil des Bundesgerichtshofs vom 7. Januar 1956: »Faßt man zunächst den Runderlaß des Reichsführers SS und Chefs der Deutschen Polizei v. 8.12.1938 (...) ins Auge, dann läßt gerade er jedoch erkennen, daß trotz des Hervortretens rassenideologischer Gesichtspunkte nicht die Rasse als solche der Grund für die darin getroffenen Anordnungen bildet, sondern die bereits erwähnten asozialen Eigenschaften der Zigeuner, die auch schon früher Anlaß gegeben hatten, die Angehörigen dieses Volkes besonderen Beschränkungen zu unterwerfen.«

»Wie die Asozialen«

Beteiligt daran haben sich lange Zeit auch keine Historiker. Doch dies ist als keineswegs positiv zu bewerten. Für die deutschen Historiker waren der Porrajmos kein Thema und die Sinti und Roma »nur Zigeuner«, die einfach keine Geschichte hatten oder gehabt haben sollten. Die Idee, sich gar für diese Opfer einzusetzen, lag ihnen völlig fern. Dies überließen sie den ehemaligen Tätern, die selbstverständlich die Vergleichbarkeit von Shoah und Porrajmos leugneten. Dies zunächst und vor allem mit dem Ziel, den überlebenden Sinti und Roma die »Wiedergutmachung« zu verweigern. Einigen von ihnen ist sogar die von den Nationalsozialisten entzogene deutsche Staatsbürgerschaft nicht wiedergegeben oder nach der Besatzungsherrschaft der Alliierten erneut entzogen worden. Dies war ein glatter Verstoß gegen Artikel 16, 2 des Grundgesetzes.

Das Grundgesetz enthielt jedoch auch einen Artikel (131), der die Rehabilitierung der ehemaligen Nationalsozialisten begünstigte. Und davon profitierten zunächst einmal die Polizisten im allgemeinen, die »Zigeunerpolizisten« im besonderen. Kein einziger von ihnen ist für seine Taten im Zusammenhang mit der Verfolgung der Sinti und Roma bestraft worden. Sie sind fast alle weiterbeschäftigt worden. Meist noch in ihren alten Ressorts, die jedoch jetzt nicht mehr »Zigeuner«, sondern »Landfahrerstellen« hießen.

Die Verfolger der Sinti und Roma in den Reihen der »Zigeunerpolizeistellen« taten alles, um die Wiedergutmachung an Sinti und Roma zu verhindern und ihre Verfolgung fortzusetzen. Zu diesem Zweck intensivierten die Beamten ihre ohnehin kaum unterbrochenen Kontakte und tauschten Informationen über Sinti und Roma aus, wobei sie sich völlig ungeniert der Karteien und Dateien bedienten, die vor und während der NS-Zeit angelegt worden waren und zur Erfassung, rassenideologischen »Begutachtung« und Deportation der deutschen Sinti und Roma gedient hatten. Dies gilt, wie heute einwandfrei nachgewiesen ist, auch für die »Rassegutachten« der »Rassenhygienischen und Erbbiologischen Forschungsstelle im Reichsgesundheitsamt«, die unter Leitung von Robert Ritter zur zentralen Institution der Erfassung, rassenideologischen Klassifikation und schließlich Deportation der deutschen Sinti und Roma ausgebaut worden war. Die Kooperation der »Zigeunerpolizisten« und »Zigeunerforscher« nahm mafiose Ausmaße an. Mit der rassistischen Begründung, daß die deportierten und ermordeten »Zigeuner« »asozial« gewesen seien, wurde den Überlebenden der Anspruch auf »Wiedergutmachung« versagt.

Dieser Argumentation schlossen sich auch die Juristen an, was angesichts der NS-Belastung dieses Berufsstandes nicht verwunderlich ist. So auch der übrigens hoch angesehene Kommentator des Bundesentschädigungsgesetzes Otto Küster. Er meinte, daß alle bis 1943 gegen die Sinti und Roma ergriffenen Maßnahmen aus »kriminal-politischen Gründen« erfolgt seien. Die nationalsozialistischen Behörden hätten sich auf die »Bekämpfung derjenigen Zigeuner beschränkt, die sich als asozial erwiesen hatten«. Erst 1943 seien auch Sinti und Roma nach Auschwitz deportiert worden, die »persönlich nicht zu beanstanden« gewesen seien, wobei Küster völlig offen ließ, woher er dies wußte und warum die übrigen Sinti und Roma »asozial« gewesen sind.

Küsters These wurde vom Bundesgerichtshof übernommen, der am 7. Januar 1956 höchstrichterlich entschied, daß für die Verfolgung der Sinti und Roma zumindest bis 1943 nicht »rasseideologische Gesichtspunkte«, sondern die bereits erwähnten »asozialen Eigenschaften der Zigeuner« maßgebend gewesen seien, »die auch schon früher Anlaß gegeben« hätten, »die Angehörigen dieses Volkes besonderen Beschränkungen zu unterwerfen«. Das höchste deutsche Gericht hielt es ganz offenbar für rechtens, »Asoziale« in Konzentrationslager zu deportieren, was zudem nur als eine »besondere Beschränkung« ihres Menschenrechts angesehen wurde, und erklärte die Sinti und Roma samt und sonders für »asozial«. Ein eklatantes Fehlurteil, das erst am 18. Dezember 1963 insofern abgemildert wurde, weil jetzt nur alle Verfolgungsmaßnahmen, die bis zum Himmler-Erlaß vom 8. Dezember 1938 gegen die Sinti und Roma ergriffen wurden, für legitim angesehen wurden. Auch damit sprach der Bundesgerichtshof kein Recht, sondern verkündete Unrecht. Die gegenüber dem »Unrechtsstaat« DDR so gerühmte Bundesrepublik erwies sich in der »Zigeunerfrage« keineswegs als Rechtsstaat.

Geradezu zynisch mutet es an, wenn die Bundesregierung am 31. Oktober 1986 in einem abschließenden Bericht »über Wiedergutmachung und Entschädigung für nationalsozialistisches Unrecht sowie über die Lage der Sinti, Roma und verwandter Gruppen« behauptete, daß das Fehl-Urteil von 1956 »verhältnismäßig geringe praktische Auswirkungen« gehabt habe. Viele der Überlebenden des Porrajmos waren nämlich inzwischen gestorben, ohne »Wiedergutmachung« erhalten zu haben.

Ausländische Sinti und Roma sind sogar bis heute in der Regel nicht entschädigt worden. Dies geschah mit der Begründung, daß sie anders als die osteuropäischen Juden nicht zum »deutschen Kulturkreis« gehörten. Bis heute ist auch kein »Wiedergutmachungs«-Abkommen mit den Repräsentanten des Volkes der Sinti und Roma geschlossen worden, wie dies schon 1952 mit den Juden in Luxemburg vereinbart worden ist.

»Nur Zigeuner«

Warum diese Ungleichbehandlung von Juden und Sinti und Roma? Weil die Vergleichbarkeit von Shoah und Porrajmos, der »Endlösung der Judenfrage« und der »endgültigen Lösung der Zigeunerfrage«, systematisch und mit politischer Absicht geleugnet wird. Dabei ist die rassistische Motivation des Porrajmos und sein Stellenwert im Rahmen der allgemeinen Rassen- und Raumpolitik des nationalsozialistischen »Rassenstaates« von vielen ausländischen und schließlich auch deutschen Historikern spätestens seit den 80er Jahren erkannt worden. Darunter auch von jüdischen Historikern wie Sybil Milton, Henry Huttenbach, Henry Friedlaender u. a. Doch einige andere jüdische und israelische Historiker beharrten auf der These von der absoluten Singularität der Shoah. Sie wurde zwar auch im israelischen Historikerstreit angezweifelt, doch von einigen deutschen Historikern wie ein Dogma übernommen.

Dafür waren vor allem ideologische Motive maßgebend. Neben philosemitischen vor allem antiziganistische. Für viele rechte, aber auch für einige vorgeblich linke tatsächliche oder selbsternannte Hi-

Aus dem Rundschreiben des Bevollmächtigten Kommandierenden Generals in Serbien, Dr. Harald Turner, vom 26. Oktober 1941: »Grundsätzlich ist festzulegen, daß Juden und Zigeuner ganz allgemein ein Element der Unsicherheit und damit der Gefährdung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit darstellen. Es ist der jüdische Intellekt, der diesen Krieg heraufbeschworen hat, und der vernichtet werden muß. Der Zigeuner kann auf Grund seiner inneren und äußeren Konstruktion kein brauchbares Mitglied einer Völkergemeinschaft sein. Es ist festgestellt worden, daß das jüdische Element an der Führung der Banden erheblich beteiligt und gerade Zigeuner für besondere Grausamkeiten und den Nachrichtendienst verantwortlich sind. Es sind deshalb grundsätzlich in jedem Fall alle jüdischen Männer und alle männlichen Zigeuner als Geisel der Truppe zur Verfügung zu stellen.« Harald Turner am 29. August 1942: »Serbien einziges Land, in dem Judenfrage und Zigeunerfrage gelöst ist«.

Aus einem Artikel des Historikers Götz Aly vom 24. November 2003 in der »Berliner Zeitung«: »Aber während die jüdischen Inhaftierten im April/Mai 1942 ausnahmslos mit dem Motorgas erstickt wurden, entließen die verantwortlichen Gestapo-Beamten sämtliche 292 Roma-Frauen und -Kinder unmittelbar vor dem Beginn des Mordens. (...) Die wesentliche Einschränkung, die später sinn gemäß auch in den besetzten Gebieten der Sowjetunion erging, nahm die große Mehrheit der serbischen Roma von der Vernichtung aus.«

Aus der Rede des damaligen Bundespräsidenten Roman Herzog aus dem Jahr 1997: »Der Völkermord an den Sinti und Roma ist aus dem gleichen Motiv des Rassenwahns, mit dem gleichen Vorsatz, mit dem gleichen Willen zur planmäßigen und endgültigen Vernichtung durchgeführt worden wie der an den Juden. Sie wurden im gesamten Einflußbereich der Nationalsozialisten systematisch und familienweise vom Kleinkind bis zum Greis ermordet.«

storiker sind die Sinti und Roma »nur Zigeuner«, deren angebliche »zigeunerische«, d. h. »asoziale Lebensweise« entweder verdammt oder bewundert wird. Ersteres gilt für notorische Antiziganisten wie den Landauer Amtsarzt Hermann Arnold, der lange Zeit als der »Zigeunerexperte« galt, obwohl oder weil er die »Zigeuner« permanent in den schwärzesten Farben als »primitive Wildbeuter« etc. malte und sie als »Asoziale« beschimpfte, die daher in der NS-Zeit wegen ihrer angeblichen Asozialität – und keineswegs wie die Juden »aus Gründen der Rasse« – verfolgt worden seien.

Die rassistisch motivierte Verfolgung der Sinti und Roma ist auch von einigen Mitarbeitern des Gießener »Projekts Tsiganologie« geleugnet worden. Für diese nach ihrem Selbstverständnis linken Ethnologen, Soziologen und Theologen (Historiker befanden sich nicht darunter) gehörten die bewußt als »Zigeuner« bezeichneten Sinti und Roma zu den »Naturvölkern«, die sich aus »Eigensinn« nicht der kapitalistischen Leistungsgesellschaft anpassen wollten.

Tatsächlich ist es genau umgekehrt. Die Integration der Sinti und Roma wurde und wird noch immer von der Mehrheitsgesellschaft erschwert. Sie, die Mehrheitsgesellschaft – und eben nicht die Sinti und Roma – ist für die grassierenden antiziganistischen Vorurteile verantwortlich. Und extrem vorurteilshaft und falsch ist sowohl die Verdammung wie die Verherrlichung der angeblich spezifischen »zigeunerischen Lebensweise«. All dies erinnert an den Diskurs über die entweder »primitiven« oder »edlen Wilden« und ist schlicht antiziganistisch.

Auch für den Stuttgarter Historiker und Hitler-Forscher Eberhard Jäckel sind die Sinti und Roma nur »Zigeuner«, die er permanent und auch bewußt so bezeichnet. Die These von der Vergleichbarkeit von Shoah und Porrajmos lehnt er mit dem wirklich unschlagbaren Argument ab, daß die »Zigeuner« in Hitlers »Mein Kampf« gar nicht und vom Diktator auch sonst nur beiläufig erwähnt worden sind. Da die Sinti und Roma anders als die Juden in Hitlers Programm nicht auftauchten, sei ihre Ermordung auch nicht intendiert gewesen. War sie deshalb »nicht so schlimm«?

Mit Argumenten wie diesen kann man die These von der Vergleichbarkeit von Shoah und Porrajmos wahrlich nicht widerlegen. Diese These war zudem in der deutschen Öffentlichkeit auch weitgehend akzeptiert worden. Allerdings nicht von der Mehrheit der Bevölkerung. Denn diese war und ist mehrheitlich antiziganistisch eingestellt. Nach den letzten Umfragen sollen es zwischen 64 Prozent (so Allensbach) und 68 Prozent (so Emnid) sein.

Generalangriff

Ob nun mit Rücksicht auf diese weit verbreitete antiziganistische Einstellung der Bevölkerung oder aus vorgeblich philosemitischen Motiven – Tatsache ist, daß eine Gruppe von Historikern einen Generalangriff gegen die bis dahin im In- und vor allem im Ausland weitgehend akzeptierte These von der Vergleichbarkeit von Shoah und Porrajmos gestartet hat. Ihr gehören der Deutsche Michael Zimmermann, der Amerikaner Guenter Lewy und der Israeli Gilad Margalit an. Die von ihnen vorgebrachten Argumente sind jedoch problematisch und leicht widerlegbar: Dies gilt einmal für die Be-

hauptung, daß der Porrajmos nicht oder zumindest nicht so intendiert gewesen sei wie die Shoah. Ganz abgesehen davon, daß auch die »Endlösung der Judenfrage« keineswegs so fahrplanmäßig abgelaufen ist, wie dies von den sog. »Intentionalisten« unter den Historikern behauptet wird, sondern, wie die »Funktionalisten« meinen, auch improvisatorische Züge trug. Ganz abgesehen von diesem im übrigen merkwürdigen und eigentlich schon überwundenen Historikerstreit stellt sich die Frage, ob sich damit am Faktum des zweifachen Völkermordes etwas ändert. Auch wenn er »nur« improvisiert gewesen wäre, so war er doch ein Völkermord.

Doch was den Porrajmos angeht, so wird auch dies bestritten. Für Guenter Lewy war der Porrajmos gar kein Völkermord. Michael Zimmermann dagegen meint, daß ihm nicht, wie geschätzt wurde, 500 000, sondern genau 96 000 Sinti und Roma zum Opfer gefallen seien. Mehr habe er in »seinen« Akten nicht gefunden. Ein unfäßbares Argument, das eines Historikers unwürdig sein sollte und an den bekannten Historikerspott erinnert, wonach nur das existiert, was in den Akten vorhanden ist: *quod non est in actis non est in mundo*. Hinzu kommt, daß Zimmermann mangels Sprachkenntnissen im wesentlichen nur deutsche Akten herangezogen hat.

Viel Mühe verwenden diese Historiker auch auf den Nachweis, daß der Porrajmos nicht rassistisch motiviert gewesen sei. Als ob Himmler nicht die »endgültige Lösung der Zigeunerfrage (...) aus dem Wesen dieser Rasse heraus« angekündigt hätte. Als ob die Mörder in den Reihen der Einsatzgruppen und Polizeibataillone nicht auf die »minderwertigen rassischen« Eigenschaften der Sinti und Roma hingewiesen hätten, zu denen auch ihre angeblich »angeborene Asozialität« gezählt wurde. Und als ob der Völkermord an den Sinti und Roma weniger verwerflich gewesen wäre, wenn die Sinti und Roma wirklich über »asoziale« und »kriminelle Gene« verfügt hätten. Nein, diese und andere Argumente sind falsch – und menschenverachtend.

Schlicht und einfach falsch ist die immer wieder zu hörende Behauptung, daß der Porrajmos nicht so total wie die Shoah gewesen sei, weil sog. »rassereine Zigeuner« in Deutschland und »angepaßt« lebende im Osten verschont worden seien. Die Mär von der Verschonung der »rassereinen Zigeuner« (was für ein Begriff!) in Deutschland beruht auf dem Plan (!) Himmlers, einige von ihnen in einem »Zigeunerreservat« am Neusiedler See zu konzentrieren, damit sie hier wie wilde Tiere im Zoo untersucht werden könnten. Die von Himmler bereits bestellten »Zigeunerforscher« sollten vor allem herausfinden, ob die »Zigeuner« wirklich über magische Fähigkeiten verfügten. Der extrem abergläubische Himmler – er glaubte sogar an die Existenz von »Hexen« und ließ dies in einem Institut in Posen »erforschen« – hielt dies durchaus für möglich. Nicht so Hitler, der die »Zigeunerreservat«-Pläne Himmlers sofort stoppen ließ, bevor sie realisiert werden konnten. Auch »rassereine« deutsche Sinti und Roma sind deportiert worden.

Was die angebliche Verschonung der »angepaßten Zigeuner« im Osten angeht, ist zu bemerken, daß tatsächlich verschiedene Roma versucht haben, ihrer Vernichtung durch die Verschleierung ihrer Identität als Sinti und Roma zu entgehen, indem sie darauf hinwie-

Aus: Michael Zimmermann: Rassenutopie und Genozid. Die nationalsozialistische »Lösung der Zigeunerfrage«, Hamburg 1996, S. 372: »In Deutschland richtete sich die Zigeuner- verfolgung primär gegen die vorgeblich »asozialen« »Zigeunermischlinge« (...) In den okkupierten Territorien des Ostens, in denen die Ermordung der Roma und Sinti begann, war das Leben der wandernden Zigeuner dagegen stärker bedroht als das der sesshaften Roma und Sinti«.

Aus Gilad Margalit: Die Nachkriegsdeutschen und »ihre Zigeuner«. Die Behandlung der Sinti und Roma im Schatten von Auschwitz, Berlin 2001, S. 279: »Die »Spaltung« des Holocaust in zwei Opfergruppen schien dem unbewußten Zweck zu dienen, die Last der Schuldgefühle gegenüber den jüdischen Opfern zu lindern und den Sonderstatus der Judenverfolgung und des Judenmordes im deutschen Kollektivbewußtsein zu verwischen.«

Der damalige Präsident des bayerischen Landesent-schädigungsamtes Philipp Auerbach im Jahr 1950: »Es könnte passieren, daß in einigen Jahren erklärt wird, die Juden sind nicht aus rassischen Gründen verfolgt worden, sie waren zum größten Teil Kriminelle und entartete Menschen.«

sen, daß sie seßhaft seien und nicht »wie die Zigeuner« herumzögen. Doch diese Ausnutzung eines traditionellen antiziganistischen Vorurteils gelang nur zeitweise und sehr bedingt. Die Verfolger fragten die einheimische Bevölkerung, wer »Zigeuner« sei. So war es auch auf der Krim, wo sich einige Roma als Tataren ausgegeben hatten, was die von den deutschen Mördern um Auskunft ersuchten echten Tataren jedoch verneinten.

Wenn, was im übrigen noch keineswegs bewiesen ist, tatsächlich prozentual mehr Roma als Juden der Vernichtung entgangen sind, so lag dies nicht an den Verfolgern, sondern an der Geschicklichkeit der Verfolgten. Hinzu kam der Widerstand, den eine beträchtliche Zahl von Roma im Osten geleistet hat. Doch dies paßt nicht in das vorurteilsgeladene Bild, das immer noch viele Historiker von den Sinti und Roma haben, die aus dem gleichen Grund auch immer noch als »Zigeuner« bezeichnet werden, obwohl es sich dabei um eine extrem pejorative Fremdbezeichnung handelt.

Deshalb, weil es sich bei den Sinti und Roma um »nur Zigeuner« handeln soll, rangieren sie in der Hierarchie der Opfer weit hinter den Juden. Und wer das Gegenteil behauptet und sich gegen jegliche Hierarchisierung der Opfer wendet, dem wird von Gilad Margalit Antisemitismus unterstellt, weil er so die Erinnerung an die Shoah verdecken möchte. Dieses »Deckerinnerungs«-Argument ist perfide und grotesk zugleich. Genauso wenig wie eins plus eins Null ist, wird ein Völkermord durch den anderen nicht aufgehoben. Es handelt sich vielmehr um eine doppelte Schuld.

Doppelte Schuld

Doch zu dieser doppelten Schuld will man sich in Deutschland offensichtlich nicht bekennen. Dabei haben schon die Bundeskanzler Helmut Schmidt und Helmut Kohl 1982 und 1985 öffentlich anerkannt, daß an den Sinti und Roma ein »Völkermord« verübt worden ist. Bundespräsident Roman Herzog hat ihn 1997 mit folgenden Worten mit der Shoah verglichen: »Der Völkermord an den Sinti und Roma ist aus dem gleichen Motiv des Rassenwahns, mit dem gleichen Vorsatz, mit dem gleichen Willen zur planmäßigen und endgültigen Vernichtung durchgeführt worden wie der an den Juden.«

Dieser Satz ist richtig und von der Forschung, auch – um dies noch einmal zu betonen – von jüdischen Forschern, bestätigt worden. Doch anscheinend geht es nicht oder nicht nur um Forschung und Wissenschaft. Es geht statt dessen um Politik, genauer gesagt: um Geschichtspolitik. Dies in mehrfacher Hinsicht. Einmal für die These von der absoluten Singularität der Shoah. Sie hat, wer will das leugnen, auch eine politische Funktion, wenn sie ins Feld geführt wird, um das Existenzrecht und die Politik Israels zu rechtfertigen. So berechtigt und verständlich dies ist oder sein mag, so sehr ist die damit einhergehende Relativierung des zweiten Völkermordes an den Sinti und Roma zu kritisieren. Vor allem, wenn dies von Angehörigen der – um Saul Friedländer zu zitieren – »deutschen Täternation« geschieht. Setzen sie sich doch dem Verdacht aus, diese zweite Schuld zu relativieren.

Und dies ist bereits durch den Beschluß des Bundestages geschehen, das – wie es meist verkürzend genannt wird – Holocaust-

Der israelische Journalist Joel Brand: »Ein Wandlung im deutschen Denken ist erst dann eingetreten, wenn man sich der Tragödie der Zigeuner erinnert.«

Denkmal nur den »ermordeten Juden Europas« zu widmen. Dies kommt einer Hierarchisierung der Opfer gleich. Den damit zu den sog. »anderen Opfern« gezählten Sinti und Roma wurde zwar ein weiteres, aber weitaus kleineres Denkmal versprochen, doch mit seinem Bau ist noch nicht einmal begonnen worden. Grund ist ein völlig unberechtigter, ja geradezu abstruser Streit über seine Widmung. Soll das Denkmal doch an die ermordeten »Zigeuner« erinnern. Dies wird vom »Zentralrat deutscher Sinti und Roma« abgelehnt. Natürlich, kann man sagen. Handelt es sich doch um eine eindeutig pejorative Fremdbezeichnung. Daß die damaligen Täter ihre Opfer als »Zigeuner« bezeichnet haben, ist zwar richtig, aber keine Rechtfertigung, den Sprachgebrauch dieser Täter zu übernehmen. Unnötig und vorgeschoben ist die Rücksichtnahme auf eine etwas querulatorische Sentezza, die Wert darauf legt, als »Zigeunerin« bezeichnet zu werden. Der Kampf um den Begriff »Zigeuner« ist wirklich unnötig und überflüssig. Sinti und Roma sind und wollen keine »Zigeuner« sein.

Ernster und zum Kern der Sache führend sind die Bedenken gegen die vom Zentralrat deutscher Sinti und Roma gewünschte Inschrift mit dem erwähnten Zitat aus der Rede des damaligen Bundespräsidenten Roman Herzog. Anstoß erregt wieder einmal der von Herzog gezogene Vergleich mit dem Völkermord an den Juden.

Warum? An den historischen Fakten kann es nicht liegen. Denn sie sprechen eindeutig für die Vergleichbarkeit. Ist es Rücksichtnahme auf die von einigen Juden und Israelis vertretene These von der absoluten Singularität der Shoah?

Wenn ja, dann sollte man dies auch klar und offen sagen und diskutieren lassen. Doch es einfach so wie ein Dogma zu verkünden, geht nun wirklich nicht. Doch was ist dann der Grund? Ich werde den Verdacht nicht los, daß sich die so »selbstbewußt« sein wollende Nation immer noch nicht zu dieser zweiten Schuld bekennen möchte. Zumal dies teuer werden könnte, weil – wie erwähnt – längst nicht alle Sinti und Roma »Wiedergutmachung« erhalten haben. Geht es also wieder einmal um Geld? Dies darf nicht wahr sein!

Der Philosoph Ernst Tugendhat sagte 1979: »Von ihrem Schicksal her sind Zigeuner und Juden Geschwister. (...) Im Dritten Reich galten wir Juden als Untermenschen. Die Zigeuner werden noch heute als Untermenschen zwar nicht offen bezeichnet, aber empfunden und behandelt.«

MARIO KESSLER

Antisemitismus nach Hitler

Reportagen aus Nachkriegsdeutschland

»Dem, der von Deutschland kommt, werden hier immer wieder zwei Fragen gestellt: Wie verhalten sich die Deutschen zu den Juden? Kann ein Jude abends ungefährdet ausgehen? Nicht wahr, die Deutschen sind noch alle Nazis? Und: Juden? Ja, gibt es denn wieder Juden in den deutschen Städten? Warum eigentlich? Was haben sie da zu suchen?«

Dies schrieb der Architekt, Exilant und Offizier Julius Posener 1946 in einem für seine nunmehrigen britischen Landsleute bestimmten Bericht aus Deutschland, und er fuhr fort:

»Die erste Frage – das ist aus dem Vorhergehenden wohl klar – kann in dieser Form nicht gestellt werden. »Die Deutschen« sind nicht mehr alle Nazis, und die es sind, werden sich wohl hüten, einen Juden auf der Straße zu belästigen. Die Stellung der Deutschen zu den Juden, die wieder unter ihnen zu leben genötigt sind, ist keineswegs einheitlich; und dann hat sie sich, wie die Haltung des deutschen Volkes in vielen anderen Dingen, in der Zeit verändert, in der ich dort war.«¹

Dem durch die totale Niederlage notwendig gewordenen Bewußtseinswandel der Deutschen suchten in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine Reihe einst durch die Nazis Vertriebener nachzuspüren. Als Juden, Liberale oder Sozialisten war für sie im Hitlerstaat kein Platz zum Überleben. Die gesellschaftlichen Voraussetzungen, die den Nazismus hervorgebracht hatten, sollten 1945 ein für allemal beseitigt worden sein, hoffte jeder von ihnen. Die dazugehörige Kollektivmentalität der Deutschen, wenn es denn diese gab, konnte sich indes nur allmählich wandeln. Wie weit war eine solche Mentalität mitsamt ihrem Wandlungswillen meßbar in einer Zeit, in der Sozialdaten zu sammeln noch keineswegs üblich war, obgleich auch hier die deutschen Emigranten wegweisend waren?²

Ausgerüstet mit der doppelten Erfahrung des Lebens in der nicht-deutschen Welt wie der Rückkehr in eine total veränderte Nachkriegsgesellschaft, ging eine größere Zahl schriftstellerisch begabter Emigranten diesen Problemen nach. Im folgenden seien drei von ihnen vorgestellt: Saul Padover, Robert Jungk und Isaac Deutscher. Die jüdische Herkunft und die Erfahrung des sich Einfindens in eine neue Welt war ihnen gemeinsam, die individuellen Lebenswege und politischen Urteile unterschied sie naturgemäß voneinander.

I

Saul Kusmiel Padover (1905-1981) stammte aus Wien. Bereits 1920 wanderte er mit seinen Eltern über Deutschland in die USA aus. 1931 kehrte er als Schüler für ein Jahr in die zerfallende Weimarer

Mario Kessler – Jg. 1955; wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Zeithistorische Forschung und Privatdozent an der Universität Potsdam. Jüngste Buchveröffentlichungen: Exilerfahrung in Wissenschaft und Politik. Remigrierte Historiker in der frühen DDR (2001); Exil und Nach-Exil. Vertriebene Intellektuelle im 20. Jahrhundert (2002); Arthur Rosenberg. Ein Historiker im Zeitalter der Katastrophen (1889-1943) (2003); Ein Funken Hoffnung (Hamburg 2004); Ein dritter Weg als humane Möglichkeit (Berlin 2004); zuletzt in UTOPIE kreativ: Jürgen Kuczynski – ein linientreuer Dissident? Heft 171 (Januar 2005), S. 42-49

Republik zurück. Er studierte in Chicago und an der Universität Yale Geschichte, wurde 1938 persönlicher Referent des Innenministers und ging 1943 zur Abteilung für psychologische Kriegführung der US-Armee nach London. Sein 1946 publizierter Bericht *Experiment in Germany* wollte die amerikanischen Nachkriegsplanungen für Deutschland mit beeinflussen.

Dieses Buch war unmittelbar aus Padovers Tätigkeit in der Armee entstanden. Als die amerikanischen Truppen Ende 1944 das westliche Deutschland erreichten, bekam er den Auftrag, möglichst viele Deutsche aus den verschiedensten Klassen und Schichten zu befragen, um herauszubekommen, was in den Köpfen der Besiegten vorging. Er sah sich, obgleich er das Deutschland der Vergangenheit gut kannte, oft wie ein Ethnologe, der in das Gebiet eines besetzten Stammes vordringt.

Bei den Befragungen mußten Padover und seine Mitarbeiter rasch lernen, daß direkte Fragen allzu glatte Antworten produzierten, und sie gaben diese Technik bald auf.

Wir begriffen, daß man nicht ›Waren Sie in der NSDAP?‹ fragen durfte. Die Antwort darauf hieß unweigerlich: ›Ich mußte in die Partei eintreten, wie alle anderen Deutschen auch.‹ Statt dessen fragten wir: ›Und wann mußten Sie in die NSDAP eintreten?‹ Dies löste eine Flut von Erklärungen aus. Gewöhnlich antwortete der Betreffende: ›Gut, daß Sie danach fragen. Gott sei Dank wissen Sie, daß man gezwungen war, in die Partei einzutreten. Wer sich weigerte, bekam Schwierigkeiten. Wie sie uns belogen und betrogen haben, diese Nazis! Sie haben uns den Endsieg versprochen. Sie haben uns Arbeit versprochen. Und wir sind hereingefallen auf sie. Man muß ihnen freilich zugute halten, daß sie die kommunistische Gefahr beseitigt haben ...³

»Rasch stellten wir fest«, kommentierte Padover lakonisch, »daß die Behauptung, man sei Nazigegner gewesen, eine bequeme Ausrede war, und nach einer Weile fanden wir diese Ausrede nicht mehr komisch. Die heftigsten Angriffe auf Hitler kamen von denjenigen, die ihn bis 1942 begeistert unterstützt, dann aber erkannt hatten, daß Deutschland den Krieg nicht gewinnen konnte, daß der Führer die Nation in die Katastrophe führen würde.«⁴ Doch fast alle Interviewpartner beteuerten, Politik habe sie nie interessiert. »Ich interessiere mich für Sport«, erklärte eine junge Deutsche, die bisher in Breslau bei der *Organisation Todt* Büroarbeit geleistet hatte. »Politik ist Männersache. Das geht mich nichts an.« Padover weiter:

Ich frage sie, ob sie in Breslau von Greuelthaten gehört habe. Sie guckt mich ausdruckslos an. Ich erinnere sie, daß Breslau in der Nähe von Polen liegt, einem Land, in dem mehrere Millionen Juden und Polen ermordet wurden. ›Ja, sagt Gretel schließlich, ›ich habe davon gehört. Ein Bekannter, der in Warschau Polizist war, hat mir davon erzählt. Er sagt, daß Juden hingerichtet wurden, weil sie Sabotageakte gegen das Reich begangen hatten.

»Gretels Tonfall besagt, daß es eine gerechte Strafe war. Ich frage sie, ob sie es richtig finde, wenn Frauen und Kinder hingerichtet werden. Sie zuckt mit den Schultern, ihr Gesichtsausdruck bekommt einen Anflug von Verachtung. ›Von solchen Dingen verstehe ich nichts. Der Polizist hat gesagt, daß die Hinrichtungen rechtens waren. Aber ich habe nichts damit zu tun.«⁵

1 Julius Posener: In Deutschland 1945 bis 1946, hg. von Alan Posener, Berlin 2001, S. 137.

2 Verwiesen sei hier nur auf die entsprechende Arbeit von Theodor W. Adorno, Else Frenkel-Brunswick, Daniel J. Levinson und R. Nevitt Sanford: *The Authoritarian Personality*, New York 1950 (Studies in Prejudice, hg. von Max Horkheimer und Samuel H. Flowerman, Bd. 1). Eine gekürzte deutsche Ausgabe (Studien zum autoritären Charakter) erschien 1973 in Frankfurt a. M.

3 Saul K. Padover: *Experiment in Germany. The Story of an American Intelligence Officer*, New York 1946 (Lizenzausgabe: London 1946). Hier zit. nach der in der von Matthias Fienbork besorgten deutschen Übersetzung: *Lügendetektor. Vernehmungen im besiegten Deutschland 1944/45*, Frankfurt a. M. 1999, S. 27 f. (Hervorhebung im Text). Die deutsche Publikation des Buches wurde von Hans-Magnus Enzensberger angeregt.

4 Padover: *Lügendetektor*, S. 28.

5 Ebenda, S. 31 f.

Es war nicht Padovers Absicht, die Nazis zu entlarven. Er betrachtete die Deutschen mit erstaunlicher Sachlichkeit. Ihm kam zugute, daß sie noch keine Zeit für komplizierte Ausreden und Verdrängungsmechanismen gefunden hatten. Die Zeit des Beschweigens der Complicenschaft an den Nazi-Untaten war noch nicht gekommen.

Padovers Befragte stammten aus allen Klassen des deutschen Volkes. Von der Bauerntochter bis zum kommunistischen Arbeiter, vom Nazifunktionär bis zum Industriellen ließ er keine Schicht aus. Er stieß auf Depression und Selbstmitleid, auf unbelehrbare Arroganz und manchmal auf echte Reue – oft gezeigt gerade von denen, die an der Nazibarbarei völlig unschuldig waren und ihr, wo es nur ging, zu widerstehen gesucht hatten, ihr wenigstens entkommen wollten.

Dieses Entkommen war beinahe unmöglich für Menschen, die vom Naziregime als »rassisch unrein« gebrandmarkt worden waren. Kurt Pfahl, ein sogenannter Halbjude, konnte, nach jahrelanger Todesfurcht »im Halbschatten einer falschen Identität«, die letzten Kriegstage im Versteck überleben und wurde schließlich von den Amerikanern in der Nähe von Aachen befreit. Kurz danach sprach Padover mit ihm.

Ich fragte ihn, wie er als Halbjude zum Volk seiner Mutter stehe. Nach einigem Zögern sagte er, daß er sich nicht als Deutscher fühle. Ob er sich denn als Jude fühle? Er schüttelte den Kopf. Nein, er wisse nicht mehr, was er sei. Er wisse nur, daß er nie wieder ein Deutscher sein wolle. Was ihn so fertig mache, sei nicht die Brutalität der Nazis, sondern die Hartherzigkeit der Deutschen. Selbst unter Nazigegnern habe es nur sehr wenige Leute gegeben, die Juden, Halbjuden oder anderen Verfolgten des Regimes geholfen hätten. Die Deutschen seien nicht böseartig, sondern nur so gleichgültig. Alle Deutschen, sagte Kurt, hätten von den Nazigreueln gewußt. (Später, als wir weiter nach Deutschland vorrückten, konnte ich feststellen, daß diese Aussage durchaus zutreffend war.)

Katholiken seien eine Ausnahme. Sie hätten wenigstens manchmal den Verfolgten geholfen. Dies gebe Hoffnung für die Zukunft Deutschlands. »Es gibt einen starken, gesunden Kern aus Katholiken und Kommunisten.« Wenn die Alliierten diesen Kern systematisch förderten, könne man den Nazismus in ein bis zwei Generationen ausrotten. Andernfalls bestehe keine Hoffnung.⁶

Der Sozialdemokrat Georg Thesen, dessen Bruder Matthias als Kommunist ermordet worden war, verkörperte für Padover eine solche Hoffnung. »Thesen war ein ganzer Mensch, ein Mensch, wie man ihn selten in Deutschland findet. Er besaß ein Gewissen, er hatte ein moralisch geprägtes Politikverständnis, er bewies Mut und er hatte Humor.« Bevor er in ein KZ im Emsland gesperrt wurde, hatte er noch mit seinem Bruder, einem früheren Reichstagsabgeordneten der KPD, über »das Dogma von der Diktatur des Proletariats« diskutiert.

Als Sozialdemokrat habe ich an die Demokratie und an demokratische Methoden geglaubt. Matthias und ich wollten ja im Grunde dasselbe erreichen, aber er war überzeugt, daß unser Sozialprogramm sich nicht auf demokratischem Weg erreichen ließ. Heute bin ich gar nicht so sicher, ob Matthias Unrecht hatte, auch wenn ich

6 Ebenda, S. 35 f.

noch immer gegen jede Form der Diktatur bin. Meiner Ansicht nach müssen gegen die Nazis diktatorische Mittel angewandt werden. Und ich bin schließlich zu der Überzeugung gelangt, daß ein demokratisches Deutschland unmöglich ist.

Allerdings ging Georg Thesen keineswegs so weit, zu behaupten, die Deutschen seien unfähig zur Selbstregierung oder zum Widerstand gegen eine Gewaltherrschaft. Wie könne man die Nazis bekämpfen, die sich nun als Demokraten tarnen würden?, fragte Padover.

Das ist nicht schwer... Man muß nur fragen, wie jemand zu der sozialen Frage steht. Sie werden feststellen, daß ein wahrer Nazi keine sozialen Ideale hat. Fragen Sie ihn, was er von Konzentrationslagern wußte und der Behandlung der Juden. Sie werden merken, daß ein wahrer Nazi jedes Wissen oder jede Verantwortung leugnet. Wenn er es leugnet, dann fragen Sie ihn, warum er sich nicht für seine Mitmenschen interessiert. Gibt er sich als unpolitisch aus, dann wissen Sie, daß er lügt – unter den Nazis konnte niemand unpolitisch sein.⁷

7 Ebenda, S. 48 f.

»Trotz der beispiellosen antisemitischen Hetze der Nazis«, so Padover weiter, »konnten wir selbst unter denjenigen, die sich die nationalsozialistische Weltanschauung ganz oder teilweise zu eigen gemacht haben, erstaunlicherweise keinen Antisemitismus feststellen.« In bezug auf die Juden herrsche ein eigentümliches Schuldgefühl vor, man sei verunsichert und gestehe häufig offen ein, daß großes Unrecht verübt worden war. Die Scheu, das ganze Ausmaß der Greuelthaten zu erfahren, hänge auch mit Angst vor möglicher Vergeltung zusammen. »Die Deutschen haben einfach nicht den Mut, sich der grauenhaften Wahrheit zu stellen.. Alle Schuld wird auf den Führer abgewälzt, damit man selbst keine moralische Verantwortung tragen muß.« Die Juden seien anständige Menschen, hörte Padover ein um das andere Mal, ihre Verfolgung sei Hitlers größter Fehler gewesen. Als es noch Juden gab, seien auch die Geschäfte voll mit Waren gewesen und man habe alles kaufen können. Die jüngeren Deutschen wüßten nichts über die Juden. Eine frühere Jungmädelführerin erklärte Padover, die Juden seien »eine Art christlicher Sekte« gewesen.⁸ Eine Siebzehnjährige sagte, Juden seien Christen wie andere Menschen gewesen. »Der Staat hat sie hinausgeworfen, weil sie zu schlau waren und nicht so ordentlich wie die Deutschen.« Die Juden seien mächtige Leute, fuhr sie fort. »Es war ein Fehler, daß Deutschland sie sich zu Feinden gemacht hat.«⁹

8 Ebenda, S. 86 f.

9 Ebenda, S. 66.

Dieser wirklichen oder scheinbaren Indifferenz gegenüber dem Schicksal der Juden stand – auch und gerade im deutschen Westen – eine durchweg klare Vorstellung von den Russen gegenüber.

»Was ist Rußland?«, fragte Padover eine Einundzwanzigjährige. »Ein unzivilisiertes Volk«, so die prompte Antwort. »Was wissen Sie von Amerika? Amerika ist groß.«¹⁰ Ein Aachener Oberschulrat, der ranghöchste in der Stadt verbliebene Beamte, belehrte Padover: »Eines Tages werdet ihr Amerikaner merken, daß Ihr Euch die falschen Verbündeten ausgesucht habt. Die Russen sind kein richtiges Volk, sondern ein Durcheinander verschiedener Rassen. Mit ihnen werdet Ihr nie zurechtkommen.« Auch die Engländer seien »hart, zynisch,

10 Ebenda, S. 62.

- 11 Ebenda, S. 127.
- 12 Vgl. ebenda, S. 209.
- 13 Ebenda, S. 267 f.
- 14 Ebenda, S. 310.
- 15 Ebenda, S. 155.
- 16 Saul K. Padover: *Karl Marx. An Intimate Biography*, New York 1978.
- egoistisch. Sie haben nur ihr eigenes Interesse im Sinn.« Die Amerikaner, so dieser Pädagoge, verstünden Europa nicht.¹¹ Der katholische Bischof von Aachen kritisierte zwar den deutschen Imperialismus, hielt dessen Stoßrichtung gegen den Kommunismus aber für richtig.¹² Ein Industrieller bemerkte zynisch, zwischen Nazismus und Kommunismus bestehe kaum ein Unterschied. Da er unter dem einen nicht gelitten habe, werde er auch unter dem anderen gut leben und verdienen können. »Ich kenne niemanden, der sich so etwas wie Gaskammern und Exekutionen ausdenken könnte«, antwortete er auf eine entsprechende Frage. Jedenfalls habe er damit nichts zu tun gehabt.¹³ Subtiler suchte Generalleutnant Kurt Dittmar, Sprecher des Oberkommandos der Wehrmacht (und als solcher Millionen Radiohörer bekannt), die amerikanischen Sieger von einer künftig notwendigen Zusammenarbeit zu überzeugen: »Falls Deutschland beispielsweise kommunistisch wird«, so dieser willige Vollstrecker Hitlers, »könnte es seine einstige Machtposition eventuell wiedererlangen. Kommunistische Organisation und Disziplin, dazu sowjetische Hilfe, das könnte uns wieder stark machen.« Padover sah darin zu Recht »eine subtile, aber deutliche Warnung an uns (Amerikaner), daß in Deutschland nach wie vor der Kommunismus die Hauptgefahr darstelle – das alte Schreckgespenst, mit dem uns fast jeder Deutsche gekommen war.«¹⁴
- Einzig der Kommunist Josef Mohren hatte ein, allerdings unbedingtes, Vertrauen zur Sowjetunion. Kritisch merkte Padover an, daß diese auch nicht durch die Zusammenarbeit der Roten Armee mit deutschen Generalen im »Nationalkomitee Freies Deutschland« zu erschüttern gewesen war. Zugleich waren die Amerikaner für den Kommunisten Mohren »keine Eroberer, sondern wahre Demokraten, die aus Idealismus gegen die Faschisten kämpften.«¹⁵
- Antikommunismus und Antisemitismus waren zwei Seiten einer – allerdings unedlen – Medaille. Diese Erkenntnis drängt sich nach der Lektüre von Padovers so interessantem Bericht geradezu auf. Sein Autor verzichtete auf diese explizite Schlußfolgerung – wohl auch, um im sich anbahnenden Kalten Krieg nicht aus der möglichen akademischen Laufbahn hinausgedrängt zu werden? Später als Hochschullehrer an der New School for Social Research in New York tätig, schrieb Padover eine Reihe historischer Biographien: über Joseph II., den österreichischen Reformator auf dem Kaiserthron, den unglückseligen französischen König Louis XVI., über Thomas Jefferson und über Karl Marx. Dieses Buch sollte sein Hauptwerk werden.¹⁶ Padover war und wurde nie Marxist, doch die 1944-1945 aus praktischer Erfahrung gewonnene Hochachtung für den kommunistischen Antifaschismus schlug sich indirekt auch in seinem historischen Werk nieder, das die Klischees des Kalten Krieges ablehnte.

II

Robert Jungk (1913-1994) hieß ursprünglich Robert Baum und stammte aus Berlin. Schon als Schüler sozialistisch orientiert, verließ er 1933 Deutschland und lebte eine Zeitlang in Frankreich und Spanien. 1936 kehrte er illegal nach Berlin zurück und schloß sich der sozialistischen Gruppe *Neu Beginnen* an. 1937 emigrierte er nach Prag, von dort in die Schweiz, wo er sein in Paris begonnenes

Studium 1944 mit einer historischen Dissertation über die Schweizer Pressepolitik im Vormärz abschloß. Seinen Lebensunterhalt verdiente er als Korrespondent der Zürcher *Weltwoche*, die damals eine liberal orientierte Qualitätszeitung war. Als Ausländer mußte sich Jungk den Auflagen der Schweizer Fremdenpolizei unterwerfen und konnte nur unter Pseudonym publizieren. Bereits im Juli 1942 hatte er eindringlich auf die deutschen Massendeportationen von Juden und sogenannten »Fremdvölkern« in die eroberten Ostgebiete verwiesen.¹⁷

Der »immer noch blühende Antisemitismus« in einer Welt nach Hitler war für ihn eine Tatsache.¹⁸ Dieser Antisemitismus war nur ein, wenngleich extremer Teil der allgemeinen Nichtachtung von Menschenleben wie des Denkens in ethnischen Kategorien. Eindringlich prangerte Jungk ein solches Denken auch bei den Siegern über Hitler an. In seinem Bericht »Aus einem Totenland«, der am 16. November 1945 in der *Weltwoche* erschien, enthüllte Jungk die Brutalität, mit der die Deutschen aus den nunmehr Polen zugeschlagenen Gebieten östlich von Oder und Lausitzer Neiße vertrieben wurden. »Es ist wahr, daß in weiten Gegenden Schlesiens kein einziges Kind unter einem Jahr mehr am Leben ist, weil sie alle verhungern mußten oder erschlagen wurden. Es ist wahr, daß in Oberschlesien die von Syphilis angesteckten Frauen als ›Behandlung‹ einfach einen Kopfschuß erhielten.« Diese Brutalität, von kommunistischen wie antikommunistischen Polen gleichermaßen ausgeübt, zerstöre »die moralische Reinheit und Stärke der antifaschistischen Bewegung in der Welt.« Es sei kein Zufall, daß der Haß gegen die Deutschen mit dem Haß gegen die Juden einher gehe, »daß Juden, die in stillen Landkreisen hatten untertauchen können, nun da sie wähten, gerettet zu sein, von den Polen umgebracht werden« – all dies seien »besonders dunkle Schatten auf einem ohnehin schon düsteren Bilde.«¹⁹ Jungks Aufsatz blieb nicht unbeachtet: Der linke Verleger Victor Gollancz konnte eine Debatte darüber im britischen Unterhaus durchsetzen, ohne daß diese bedrückenden Zustände deshalb sofort Änderung erfuhren.²⁰

Am 3. Mai 1946 berichtete Robert Jungk aus der italienischen Hafenstadt La Spezia unter dem Titel *Der Auszug aus Europa* über jüdische Auswanderer, die nach Palästina gingen. Ein junger Jude erzählte ihm:

Wie wir hierher gekommen sind, darf ich Ihnen nicht sagen ... Warum wir hierher gekommen sind, sage ich Ihnen gerne. Wir fliehen vor der Verfolgung unserer Rasse, die immer noch andauert. Erst heute haben wir wieder einen Brief von unseren Freunden in Warschau bekommen, in dem uns mitgeteilt wurde, daß dort vor vierzehn Tagen wieder zwanzig Juden getötet worden sind. Unser Volk hat in diesem Krieg sechs Millionen Menschen in Europa verloren. Das Opfer war groß, zu groß. Jetzt wollen wir ›nach Hause‹, nach Jerusalem. In diesem Augenblick warten über zwanzigtausend Juden an den Ufern des Mittelmeeres auf eine Überfahrtgelegenheit nach Palästina. Die englische Regierung gibt ihnen keine legale Einwanderungserlaubnis, weil sie die arabischen Interessen schonen muß. Das begreifen wir. Aber wir können auf die Überlegungen und Kombinationen der großen Politik keine Rücksicht nehmen. Wir

17 Robert Jungk: Deutschland von außen. Beobachtungen eines illegalen Zeitzeugen, München 1990, S. 186-192 (Bericht vom 31. Juli 1942). Diese Textsammlung enthält eine Reihe von Jungks *Weltwoche*-Artikeln der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit.

18 Ebenda, S. 274 (Bericht vom 25. Oktober 1946).

19 Ebenda, S. 243-248 (Bericht vom 16. November 1945).

20 Vgl. Robert Jungk: Trotzdem. Mein Leben für die Zukunft, München 1994, S. 214.

haben so viel durchgemacht, daß uns jedes Mittel recht ist, um nach Palästina zu kommen.

Doch die britischen Behörden wollten das Schiff, auf dem sich die jüdischen Flüchtlinge befanden, nicht nach Palästina lassen. Daraufhin begannen die Passagiere einen Hungerstreik. Schließlich suchte Harold Laski, Führer der britischen Labour Party, zu vermitteln. Die Briten wollten schließlich einem Teil der Juden die Genehmigung zur Einwanderung in Palästina geben. Doch erst nachdem alle Passagieren die Einreise zugesagt erhielten, wurde der Hungerstreik abgebrochen.²¹

21 Jungk: Deutschland von außen, S. 271 (Bericht vom 3. Mai 1946).

Verständlicherweise hielt sich Robert Jungk, der in der Schweiz nur Flüchtlingsstatus besaß, mit politischen Wertungen ganz zurück. Sein öffentliches Wirken als Honorarprofessor für Zukunftsforschung an der Technischen Universität Berlin wie als Politiker der österreichischen Grünen, vor allem seine zahlreichen späteren Bücher zur Geschichte der Atomforschung und zur Gestaltung künftiger Umweltpolitik, zeigten den von marxistischen Prämissen ausgehenden, aber keineswegs einem schematischen Denken folgenden Schriftsteller und Wissenschaftler, der versuchte, Demokratie und Sozialismus, Ökonomie und Ökologie in ihren Widersprüchen wie notwendigen Wechselbeziehungen zu erfassen.

III

Ähnliche Zustände schilderten zwei Berichte, die im August 1945 im *Observer* und im Januar 1946 im *Economist*, zwei renommierten Londoner Blättern, erschienen. Ihr Verfasser Isaac Deutscher (1907-1967) hatte sich als Journalist bereits einen Namen gemacht. Deutscher, ein entschiedener Marxist und Antistalinist, stammte aus Polen und befand sich am Beginn des Zweiten Weltkrieges durch einen lebensrettenden Zufall in England. So entkam er den nazistischen Mördern, die seine Eltern umbrachten. Eine Rückkehr nach Polen war für Deutscher ausgeschlossen, und dies nicht nur, weil er als scharfer Kritiker Stalins im sowjetischen Einflußbereich um sein Leben hätte fürchten müssen. Deutscher wußte nur zu gut, »daß man den Juden auf keinen Fall gestatten wird, sich auf die Dauer wieder in ihrer alten Umgebung niederzulassen.« Die Furcht der Juden vor einer Rückkehr an ihre früheren Wohnorte in Polen finde »durch Fälle von gewaltsamem Antisemitismus auch jetzt noch« ihre Bestätigung, so Deutscher im Januar 1946. Er fuhr fort:

Der Antisemitismus zeigt immer wieder einen akuten oder bevorstehenden Krankheitszustand der europäischen Zivilisation an. Sein Auf und Ab ist vielleicht der empfindlichste Index für die europäische Moral und politische Gesundheit. Der Jude war das erste Opfer einer Orgie von nazistischem Wahnsinn und Zerstörungswut, die dann den ganzen Kontinent ins Elend gestürzt hat. Man hätte annehmen sollen, die Juden könnten nach der Massenvernichtung der letzten Jahre zu Recht mit Sympathie und menschlichem Verständnis seitens ihrer Landsleute und der ganzen Welt rechnen. Die Tatsache, daß der Antisemitismus dennoch in Osteuropa um sich greift und in Westeuropa, wenn bisher auch nur latent, sicherlich zunimmt, ist deshalb ein um so alarmierenderes Symptom von sozialem und politischem Verfall.²²

22 Isaac Deutscher: Die ungelöste Judenfrage. Zur Dialektik von Antisemitismus und Zionismus, Berlin 1977, S. 54 (diese Aufsatzsammlung enthält u. a. Deutschers hier zitierten Artikel aus dem *Economist* vom 12. Januar 1946).

Bereits drei Monate nach dem Kriegsende in Europa bezeichnete Deutscher die Juden als »die ersten und letzten Opfer des Nationalsozialismus«; das Mitgefühl ihnen gegenüber schwinde, wenn sie nach Hause zurückkehrten und ihre Wohnungen aufsuchten, die inzwischen von anderen in Besitz genommen waren. In Paris beobachtete Deutscher antijüdische Demonstrationen jener neuen Besitzer von früher jüdischem Hab und Gut. In Deutschland traf er Juden, die gerade vor neuen Gewalttätigkeiten aus Polen geflohen waren. In Lagern für frühere polnische Kriegsgefangene der (bürgerlichen) Heimarmee traf Deutscher »Menschen, die die Tatsache, daß sie Juden waren, sogar vor ihren eigenen Kampfgefährten verheimlichten, weil sie Mißhandlungen befürchteten.«

»Paradoxerweise«, fuhr Deutscher fort, »ist Deutschland das Land, in dem den Juden jetzt mehr Sympathie und Hilfe entgegengebracht wird.« Der selbst nur zufällig dem Massenmord Entronnene suchte nach einer Erklärung, warum so viele Juden aus Polen gerade nach Deutschland strömten, wenngleich sie dort keinesfalls zu bleiben gedachten. »Hier scheint der Jude ein stärkeres Gefühl der Geborgenheit zu haben als sonstwo – ein Gefühl, das um den Preis einiger Millionen Glaubensgenossen erkaufte wurde, die von den Nazis umgebracht wurden.«²³

Im Januar 1946 kam Deutscher auf die Gründe für diese bizarre und bedrückende Situation zurück. Er stellte den Zusammenhang von Antikommunismus und Antisemitismus, aber auch von vulgärem Antikapitalismus und Judenfeindschaft, her. »Was der bürgerliche Liberalismus für die Juden in Westeuropa durchsetzte, konnte für sie in Osteuropa nur der Bolschewismus durchsetzen. Zugegeben, die Bolschewiki haben den Juden nicht erlaubt, weiterhin Kapitalisten oder »unproduktive Elemente« zu bleiben, gaben ihnen aber ansonsten volle Rechtsleichheit.«

Gerade in Polen und Rumänien mit ihren vier Millionen Juden hatte sich das jüdische Problem vor dem Krieg am deutlichsten zugespitzt. Der Antisemitismus war dort eine viel verbreiterte Bewegung als in anderen Ländern, Deutschland inbegriffen. Er verkörperte die unterschiedlichsten Stimmungen und Motive; die Mißgunst der unterentwickelten polnischen Mittelklassen gegenüber ihren jüdischen Rivalen und Konkurrenten; den Sozialismus des Ungebildeten und besonders des Deklassierten, für den die Juden eine finstere und geheimnisvolle kapitalistische Macht waren; den tiefverwurzelten religiösen Haß auf die Juden als die »Feinde Christi«, und schließlich die Angst aller Regierungen vor der Ausbreitung des Kommunismus in der großen Masse völlig verarmter jüdischer Handwerker und echter Paupers. Die nichtjüdische Arbeiterklasse und die Bauernschaft blieben für die ständige antisemitische Propaganda alles in allem unempfindlich. Aber gleichzeitig mieden sie die Juden und verhielten sich deren Schicksal gegenüber mehr oder weniger gleichgültig. Dieser trennende Graben zwischen Juden und Nichtjuden war zumindest teilweise für die gespenstische Passivität und Gleichgültigkeit verantwortlich, mit der die Masse der Nicht-Juden dem apokalyptischen Gemetzel und den Juden zusah.

Doch dies war, fuhr Deutscher fort, noch nicht das ganze Bild. »Das Grab der jüdischen Mittelklasse wurde in Osteuropa zur Wiege

23 Isaac Deutscher: Reportagen aus Nachkriegsdeutschland, Hamburg 1980, S. 47 (enthält den Bericht aus dem Observer vom 26. August 1945).

einer neuen nichtjüdischen Mittelklasse.« Nichtjüdische Habe wurde von dieser Mittelklasse übernommen, die an einem Schuldkomplex leide und von der Furcht besessen sei, ihre neuen materiellen Güter wieder herausgeben zu müssen. »Seinen frisch erworbenen Reichtum und darüber hinaus seine Nerven und seine erschlichene Respektabilität kann sich dieser neue ›Mittelstand‹ nur dadurch erhalten, daß er die überlebenden Juden auch noch ausräuchert.« Genau dies war für Deutscher »die krankhafteste Erscheinung im heutigen Leben Osteuropas.« Er warnte:

*Wehe, wenn diese Hyänen-Klasse in Osteuropa zur herrschenden werden sollte! Die dunkleren Seiten der heute russisch kontrollierten Regimes werden verblassen neben den Grausamkeiten, die weniger den Juden – denn sie haben wenig zu verlieren – als den Völkern Osteuropas von dieser Klasse blühen könnten. Aus dieser Klasse besteht in all diesen Ländern der harte Kern der antirussischen Opposition. Ihre Leute stellen die Kader der verschiedenen Terror-Organisationen und stehen als die brutalsten und entschiedensten Träger einer osteuropäischen Konterrevolution Gewehr bei Fuß. Die jüngsten Ausbrüche antisemitischer Gewalt sind nur Vorboten einer ganz anderen Gewalt, die vielleicht einmal den Frieden in jenem Teil der Welt bedrohen wird.*²⁴

24 Deutscher: Judenfrage, S. 56 f.

Immer wieder betonte Deutscher, daß diese Gefahr keineswegs auf Osteuropa beschränkt sei. Noch zwanzig Jahre später sah der als Biograph Trotzki's und Stalins zu Weltruhm gelangte Deutscher den kapitalistischen Wohlfahrtsstaat keineswegs als endgültig an, sondern sagte schwere soziale Erschütterungen voraus. »Sollte es wieder einmal Millionen von Arbeitslosen geben, werden wir erneut dasselbe Bündnis der unteren Mittelklasse mit dem Lumpenproletariat erleben, aus dem Hitler seine Gefolgschaft rekrutierte, und das mit seinem Antisemitismus Amok lief.«²⁵

25 Ebenda, S. 33
(Interview für die Zeitschrift Jewish Quarterly).

Am 23. Juli 1967, knapp einen Monat vor seinem plötzlichen Tod, setzte sich Deutscher in einem ARD-Fernsehinterview mit dem Aufstieg der NPD in der Bundesrepublik auseinander und sagte:

Wahrscheinlich ist die Gefahr nicht unmittelbar; die Lage mag wohl wie die der Jahre 1927/28 sein, als der Nationalsozialismus noch am Rande des politischen Lebens Deutschlands stand, ein marginales Phänomen. Das dürfte auch heute der Fall mit dem neuen Nationalismus sein. Erst 1929/30 hat sich der Nazismus plötzlich und sprunghaft in den Vordergrund des deutschen politischen Lebens gedrängt. Es scheint mir jedoch, daß eine einfache Wiedergeburt des Nationalsozialismus in Deutschland unwahrscheinlich ist. Geschichte wiederholt sich in so unkomplizierter Weise nie. Generäle, so sagt man, möchten in jedem Krieg die Schlachten des vorherigen Krieges neu ausfechten. Etwas Ähnliches geschieht auch in der Politik; man stellt sich neue Gefahren in einer früheren Gestalt vor. Aber die Wellen des Nationalismus, der Reaktion, der Gegenrevolution nehmen immer neue Formen an. In den Jahren der Weimarer Republik dachten die meisten Leute der Linken, daß die Demokratie in Deutschland von der Restauration der Hohenzollern und des alten Reiches bedroht war. Hitlers Partei war aber republikanisch und nannte sich sogar ›sozialistisch‹. Die neue Welle der autoritären Reaktion und des Nationalismus, die sich jetzt voraussagt,

wird sich wahrscheinlich in so manchen Zügen vom Nationalsozialismus unterscheiden.²⁶

Die Tatsache, daß Deutschland niemals eine Revolution durchgekämpft hat, daß, von der Reformation bis zur Novemberrevolution, stets ein Kompromiß zuungunsten der aufstrebenden Klassenkräfte entstanden war, habe zum Fortdauern vorrevolutionären, vordemokratischen Denkens geführt. Auch die 1945 im Osten Deutschlands durch die Rote Armee bewirkten sozialen Veränderungen seien eher eine Ersatzrevolution, denn eine echte Revolution gewesen. Zudem sei die Frage der Einheit Deutschlands noch immer ungelöst, und gerade dies eröffne dem neuen Nationalismus Chancen.

Deuschers Grundgedanke war, daß nur durch eine Revolution von unten, die den Weg für einen demokratischen Sozialismus bahne, der Antisemitismus und jede Form des Nationalismus in Deutschland wie in Osteuropa überwunden werden können. In diesem Sinne blieb für ihn die durch den russischen Oktober 1917 eingeleitete Entwicklung eine *unvollendete Revolution*, wie der Titel seines letzten Buches lautete. Die Sozialisierung der Produktionsmittel sei nur ein erster, in jedem Fall notwendiger Schritt, schrieb Deutscher darin. Die Abschaffung der Herrschaft des Menschen über den Menschen verlange eine Demokratisierung aller sozialen Beziehungen und Beseitigung aller Privilegien. Eine solche Entwicklung sei nicht auf einen Teil Europas oder gar Deutschlands begrenzt; »sie kann, wenn überhaupt, nur als ein wirklich internationales Ereignis, als ein Faktum der Universalgeschichte eintreten.«²⁷

26 Deutscher: Reportagen aus Nachkriegsdeutschland, S. 222 (Interview des Norddeutschen Rundfunks mit Deutscher am 23. Juli 1967).

27 Isaac Deutscher: Die unvollendete Revolution, (Taschenbuchausgabe) Frankfurt a. M. 1970, S. 86.

GERHARD WAGNER

Von der »Lustigen Witwe« zum »Dritten Mann«

Geschichtliche Dimensionen eines Nachkriegs-Filmklassikers

Die Traumstadt

Den intensiven Verheißungen der Tourismuswerbung zufolge ist »Wien« vor allem ein Städtenamen, der zum Träumen verlockt. Und zwar zum Träumen von »Reichsbarock« und »Wiener Secessions«, Walzerglanz und Operettennostalgie, Kaffeehausintimität und Ballnachttrausch. Die Metropole mit ihren Ringboulevards, romantischen Gäßchen und eleganten Innenhöfen erscheint sogar als ein »mystischer Ort der Kraft«, der auch unterhaltsame »Dämonie der Tiefe« bietet. »Wien bleibt Wien« – dieser heute durch »Österreich Information« und »Wien Tourismus« unablässig propagierte Anspruch auf Ewigkeit war jedoch schon für Autoren wie Alfred Polgar so ziemlich der schlimmste, den eine moderne Großstadt erheben kann, ja war für sie eine Drohung. Unter diesem Geleitwort für die selbstgewissen Dauerklyschees von der »alten Kaiserstadt« mit unerschöpflichem Genuß- und Segensreichtum lassen sich heute jedoch unverdrossen Millionen Touristen pro Jahr treiben – wahrscheinlich in der Hoffnung, diese Klischees würden die Dramatik des »neoliberalen« Masendaseins zumindest vorübergehend ein wenig mildern.

»Immer nur lächeln und immer vergnügt, immer zufrieden, wie's immer sich fügt«, heißt es in Franz Léhars *Land des Lächelns* (1923). Das heutzutage gängige, auch auf die Programme »5 plus« und »25 peaces« zu Ehren des 50. Jahrestages des österreichischen Staatsvertrages ausstrahlende Bild von der leichtlebigen europäischen Metropole ist sehr alt; es wird schon im Biedermeier erschaffen.¹ Und seit dem späten 19. Jahrhundert reproduzierten es die heimische Kulturindustrie und ihre Vorläufer immer wieder, darunter die 1938 gegründete Gesellschaft »Wien-Film«. Deren Produktionschef Karl Hartl formulierte für das Geschäftsjahr 1942 als Hauptaufgabe, »den einmaligen Zauber der Wiener Kultur und Musik, die Ursprünglichkeit des Lebens in den Alpenländern, die künstlerische Begabung ihrer Bewohner, die Schönheit der deutschen Alpenlandschaft, die Schätze ihrer Dichter, mit einem Wort: das gesamte reiche künstlerische Erbe der Ostmark dem großdeutschen Filmschaffen dienstbar zu machen«.²

Regisseure wie Otto Ludwig Preminger (*Die große Liebe*, 1931) und Paul Fejos (*Sonnenstrahl*, 1933), ein früherer Mitarbeiter Fritz Langs, hatten noch kurzzeitig einen realistischen Milieufilm zu entwickeln vermocht. Nun aber, bald nach Abschluß eines – im Vorfeld der Annexion diktierten – Kooperationsabkommens zwischen der deutschen »Reichsfilmkulturkammer« und dem »Bund österreichischer Filmindustrieller« im Jahre 1935, dominierte in Streifen wie

Gerhard Wagner – Jg. 1948, Dipl.-Kulturwissenschaftler, Dr. phil. habil., Wissenschaftspublizist und -berater in Berlin. Veröffentlichte zuletzt: Walter Benjamin – Moderne und Faschismus, Berlin 2004 (»Helle Panke« e. V.; Pankower Vorträge, H. 61); in UTOPIE kreativ: »Ich weiß, daß wir diesmal gewinnen.« Hollywood, Casablanca und die Befreiung von Paris (H. 165/166, Juli/August 2004).

1 Siehe dazu Wolfgang Kos, Christian Rapp (Hg.): *Alt-Wien. Die Stadt, die niemals war*, Wien 2004 (Ausstellungskat. Wien-Museum).

2 Zitiert bei Karsten Witte: *Der Violinschlüssel. Zur Produktion der Wien-Film*, in: Ruth Beckermann, Christa Blümlinger (Hg.): *Ohne Untertitel. Fragmente einer Geschichte des öster-*

Burgtheater (1936), *Unsterblicher Walzer* (1939), *Wiener Blut* (1942) und *Die Schrammeln* (1944) eine selektive Charakteristik des »Wienerischen«, eine operettenhafte Geschichtsverklärung.³ Sie konzentrierte sich auf die Regierungszeit von Franz Josef I., in der die 1867 gebildete Doppelmonarchie Österreich-Ungarn ihre vermeintlich latente kulturelle Blüte erlebte, scheinbar eine »geistige Großmacht« darstellte, unter der »noch Charme, Noblesse, Zartheit und Galanterie wesentlich waren«⁴ (Schauspiel- und Regiestar Willy Forst). Hervorgehoben wurde in den Filmen die »gesunde Volkskraft« gutherziger »kleiner Leute« – Typus: Hans Moser⁵ –, die sich stets im Gegensatz wählten zur adligen und großbürgerlichen »Dekadenz« sowie zur ethnischen, sozialen und kulturellen Vielschichtigkeit des »Völkerbabels« Wien; propagiert wurden nicht zuletzt auf den Katholizismus zurückgehende Moralvorstellungen des 19. Jahrhunderts.⁶

Für das schon 1802 von dem deutschen radikalen Demokraten Johann Gottfried Seume in Wien konstatierte »Übermaß« sowohl der »Grobheit«⁷ als auch des »schlechten Geldes«,⁸ für Krankheit, Siechtum und Tod, für politische Unterdrückung, Krieg und Völkermord war in diesen auf Hochglanz polierten Kulturwaren mit »dickstem Wiener Bratwurstdialekt«⁹ natürlich kein Platz. Daher auch nicht für viele geschichtsträchtige Szenerien: zum Beispiel für die habsburgischen Niederlagen in den Kämpfen gegen den Preußenkönig Friedrich II. und später gegen Napoléon Bonaparte, für den Sturz des Staatskanzlers Klemens Lothar Wenzel Fürst von Metternich und die Straßenschlachten während der Revolution 1848, dramatischer und blutiger als in jeder anderen deutschsprachigen Stadt; für das jüdische Leben in den Gassen des zweiten Gemeindebezirks zwischen Prater und Leopoldstadt, durch die um 1910 ein stellungsloser Oberösterreicher und Kunstmaler namens Adolf Hitler vom Obdachlosenheim in der Meldemannstraße aus streunte, um sich seine Schreckensvisionen von »Alljuda« durch Augenschein zu bestätigen. Und erst recht war in diesen Kulturwaren kein Platz für die Großveranstaltung vom 15. März 1938 auf dem »Heldenplatz« genannten Teil des von Gottfried Semper konzipierten »Kaiserforums« zwischen Hofburg und Ringstraße, während der Hunderttausende dem »heimgekehrten« Österreicher ihr Einverständnis mit dem großdeutschen Begehren zuschrien. Carl Zuckmayer kommentierte verbittert den Spuk auf der weitläufig-asymmetrischen Aufmarschfläche zwischen den Reiterstandbildern des Prinzen Eugen und des Erzherzogs Karl, zwischen dem äußeren Burgtor und dem Theseus-Tempel: »Die Unterwelt hatte ihre Pforten aufgetan und ihre niedrigsten, scheußlichsten, unreinsten Geister losgelassen. Die Stadt verwandelte sich in ein Albtraumgemälde des Hieronymus Bosch (...).«¹⁰ Nüchtern, aber ebenso unbarmherzig dokumentierte der Wiener Arzt und Fotograf Max Wolf (1902-1990) diesen und andere Aufmärsche auf dem Heldenplatz, von dem aus die politische Geschichte Österreichs nahezu vollständig überschaut werden kann. Sie mündete erst in den klerikal gestützten »Austrofascismus« unter Dollfuß und Schuschnigg, dann in den »Anschluß« an das Deutsche Reich und die Statthalterchaft von Seyss-Inquart. Die blutig endenden Arbeiteraufstände gegen das Dollfuß-Regime, wie sie Friedrich Wolfs Schauspiel *Floridsdorf* (1934) und Anna Seghers' Roman *Der Weg durch den*

reichischen Kinos, Wien 1996, S. 18.

3 Siehe dazu Moritz Csásky: *Ideologie der Operette und Wiener Moderne. Ein kulturhistorischer Essay zur österreichischen Identität*, Wien 1996.

4 Zitiert bei Walter Fritz: *Der Tonfilm in Österreich 1929 bis 1945*, Wien 1991, S. 124.

5 Siehe dazu Georg Seeßlen: *Hans Moser oder Vom traurigen Dienstmann, dem alten Glück und der neuen Zeit*, in: Ruth Beckermann, Christa Blümlinger (Hg.), a. a. O. (Anm. 2), S. 121-141.

6 Vgl. Mona N. Schubert: *Österreichische Identität im Film der Nazizeit. Widerstand oder Anpassung? In: Hubert Christian Ehalt (Hg.): Inszenierung der Gewalt. Kunst und Alltagskultur im Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 1996, S. 261-294.

7 Johann Gottfried Seume: *Spaziergang nach Syrakus*, in: *Seumes Werke in zwei Bänden*, Berlin/Weimar 1983, Bd. 1, S. 201.

8 Ebenda, S. 197.

9 Ebenda, S. 199.

10 Zitiert bei Wieland Freund: *Wien – elf Jahre nach dem Heldenplatz*, in: *Die neue Gesellschaft/ Frankfurter Hefte* (Berlin), 46 (1999) 12, S. 1125.

Februar (1935) zum Hintergrund haben, konnten weder die Okkupation noch das Weltkriegsinferno über Wien verhindern.

Die Leere

Die im Zweiten Weltkrieg teilweise stark zerstörten Fassaden sind inzwischen glanzvoll wiedererstanden, vieles ist auch in hellgrauem, geheimnislosem Beton neu gebaut. Und die rührseligen, bonbonfarbenen Klischees haben erneut die Oberhand gewonnen. In der Spittelberggasse, hinter dem neuen Museumsquartier, läßt sich der verniedlichte Klassizismus, die biedermeierliche Bilder- und Wohnutopie des frühen 19. Jahrhunderts gut studieren, die ihre modernisierte Fortsetzung fand in den symbolistischen Peitschenlinien der »Wiener Secession«.¹¹ Auf dem mit seinem Dom an alte Baukästenmodelle aus Kindertagen erinnernden Stephansplatz tummeln sich, umweht von den Gerüchen der Fiaker-Pferde, die Touristen, geben sich den Verlockungen von Lippizanern und Sängerknaben, von »Mozartkugeln«, »Sachertorten« und anderen barock stilisierten »Mehlspeisen« hin, genießen auf dem Naschmarkt die »multikulturelle« Trödel- und Gastronomie-Union, in der Kärntner Straße die Schaufensterauslagen von multinationalen Textil- und Kosmetikkonzernen. Sie pilgern zur Gloriette von Schönbrunn, zum Friedensreich-Hundertwasser-Haus, in die Heurigenstube von Grinzing, zu den multimedialen »Erlebnissen«, die im Prater von der »Wiener Riesenrad Phantasiewelten GmbH« versprochen werden. Oder sie lassen am späten Abend, wenn sie nicht gerade im »Figlmüller« beim King-Size-Schnitzel, im Theater an der Wien in Musicals wie *Elisabeth* oder *Jekyll & Hyde* sitzen, die eigenen Schritte in der Postgasse, an der Dominikanerbastei erschallen ... Wie damals, 1948, ein Jahr nach Einführung des »Marshall-Plans« für Österreich,¹² Joseph Cotten und Orson Welles bei den Dreharbeiten zum *Dritten Mann*. Sie hatten schon 1941 in Welles' Meisterwerk *Citizen Kane* zusammengearbeitet.

Manche Touristen kehren auf ihrem Mythenmarathon auch in der Bäckerstraße ein, in das Café »Alt-Wien«. Viele Träume vor allem betuchter Wien-Besucher beginnen und enden aber unter dem metallenen Baldachin des vierstöckigen, kaffeefarbenen, mit Sezessionselementen verzierten Hotels »Orient« im 1. Bezirk, Tiefer Graben. Hier landeten im 17. Jahrhundert – der Graben war noch wirklich tief und voller Wasser – die Donauschiffer ihre Schätze aus dem Morgenland an und verbrachten ihren Feierabend in der Schenke »Orient«. Heute ist es ein Stundendomizil für gehobene touristische Ansprüche, ein verschwiegener Treffpunkt aber auch von Geschäftsleuten beiderlei Geschlechts, mit und ohne »finanzielle Interessen«. Dieses Publikum charakterisierte schon vor über einhundert Jahren der Wiener Feuilletonist Daniel Spitzer (1835-1893) mit wortspielreich-spitzer Feder: »Nach Ansicht der einen soll der Mann viel verdient und sich dabei etwas zurückgelegt haben, nach anderen wieder soll sich die Frau etwas zurückgelegt und dabei viel verdient haben.«¹³

Graham Greene (1904-1991) ließ in seiner – oft zum »Roman« stilisierten – Erzählung *Der dritte Mann* von 1949 den Schriftsteller Rollo Martins mit einem Vertrauten des Gauners Harry Lime in einer Kneipe »Alt Wien« zusammentreffen; das Hotel »Orient« heißt bei ihm »Oriental« und ist ein »ödes, rauchiges Nachtlokal, das sich hin-

11 Siehe dazu Gerhard Wagner: *Stilistische Fanfarenstöße. Vor 100 Jahren entstand die »Wiener Secession« – eine Kunst- und Kulturbewegung europäischen Rangs*, in: *Kunst & Kultur* (Stuttgart), 4 (1997) 6, S. 19 f.

12 Siehe dazu Reinhold Wagenleitner: *Coca-Colonisation und Kalter Krieg. Die Kulturmission der USA in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg*, Wien 1991.

13 Zitiert bei Heinz Knobloch: *Blättchen für Daniel Spitzer*, in: *Wochenpost* (Berlin), Jg. 1985, Nr. 26, S. 22.

ter einer pseudo-orientalischen Fassade verbirgt« (S. 84).¹⁴ Hier ließ er den Schriftsteller in angetrunkenem Zustand sogar vor einem Bildungsverein über »Literatur der Gegenwart« stammeln, mit Anspielungen auf die Existentialphilosophie der Nachkriegszeit.

Greene hatte 1947, im Hotel »Sacher« wohnend, einen in Wien stationierten britischen Geheimdienstoffizier getroffen. Dieser führte ihn bald durch geheime Gänge in der Kanalisation – dem Ort des Schwarzhandels mit Penicillin, an dem auch Angehörige der britischen Luftwaffe beteiligt waren. So gelangte Greene zu seinem Stoff. Noch in Wien schrieb er die ersten Skizzen zum Drehbuch; der 1948 gedrehte Film wurde dann »die endgültige Fassung der Erzählung« (Vorwort, S. 8).

Das »Orient« war damals ein faszinierender Drehort für den Roman- und Drehbuchautor Greene, den Regisseur Carol Reed (1906-1976), den Kameramann Robert Krasker und den Produzenten Alexander Korda. Denn wie das legendäre Hotel »Sacher« – das noch halb zerstört war, provisorisch als alliierte Offiziersunterkunft und Klubeinrichtung diente – bot es mit seinem Ambiente konservierte Vergangenheit, das heißt: das gängige provinzielle Bild von ihr. Ein Bild, dem beide nun die Realität des »zerstörten, trostlosen Wien« (S. 11) bar jeder falschen Größe, jeden täuschenden Schimmers entgegensetzten – in einem Kriminalfilm mit vielen grellen Lichteinfällen und schrägen Kameraperspektiven, mit dem eindringlichen »Zithern« von Anton Karas' *Café-Mozart-Walzer*. Dieser dürre, monoton auf- und abschwellende Nachhall seliger Walzerträume und Seelenwundmusik paßte genau zur zeitgenössischen Befindlichkeit. Denn in der monumentalen »Kaiserstadt«, zwischen alten – »seinerzeit« in Prag, Budapest, Krakau, Trieste und Odessa nachgeahmten – Ringstraßen-Prachtbauten und neuen Ruinen, herrschten Hunger, Wohnungslosigkeit und Gerichte, ein »trügerischer Frieden« (S. 102); herrschte nun die Atmosphäre der trostlosen Leere, der den Himmel verdunkelnden Angst und undeutlichen Hintergründigkeit, der ungewissen Perspektiven und drohenden Gefahren. In ihr fanden sich die Überlebenden eines »totalen Krieges«, frühere Bewohner von Biedermeierdomizilen, Renaissancehöfen und »Durchhäusern« – wie den 1870 erbauten des »Zwettlhofs« zwischen Stephansplatz und Wollzeile –, deren Alltagsdasein Großstadtoperetten wie Franz Léhars *Die lustige Witwe* (1905) mit einem verklärenden Schimmer überzogen hatten, jetzt wieder.

Das Labyrinth

Eine schwarze, in Bedrohung assoziierender Untersicht aufgenommene Dampflokomotive bringt den Wildwest-Schriftsteller Rollo Martins (Joseph Cotten) nach Wien-Westbahnhof. Zwischen den hohen, grauen Fassaden, hinter denen jegliches Leben ausgestorben zu sein scheint, zwischen dem Café »Mozart« am Neumarkt und dem Stephansdom, zwischen Johann-Strauß- und Franz-Josefs-Denkmal sucht er nach seinem alten Schulfreund Harry Lime (Orson Welles): »Da werden Sie kein Glück haben«, antwortet der Hausmeister (Ufa-Legende Paul Hörbiger). »Es ist niemand da. Er ist tot.«

Aber der Gesuchte ist nicht tot; er lebt fast unsichtbar im Dämmer der schwerverwundeten Stadt. In dem Sarg auf dem Zentralfriedhof

14 Die literarische Vorlage wird im folgenden im Text zitiert nach der Ausgabe: Graham Greene: Der dritte Mann. Roman. Deutsch von Fritz Burger und Käthe Springer, München 2004 (Süddeutsche Zeitung, Bibliothek; 29). Siehe auch die Ausgabe Hamburg 2004 (Dressler Klassiker; mit Illustrationen von Aljoscha Blau).

liegt ein anderer, namenloser Mann – der »dritte Mann«, ein Komplize der Diebes- und Schieberbande, ein Hilfsarbeiter aus dem Krankenhaus. Er ist hier dramaturgisch wichtiges Symbol des Scheintodes, des verdoppelten Todes. Diese Dramaturgie verbindet sich im *Dritten Mann* mit der des Zu-spät-Kommens: Der Freund Harry ist (scheinbar) schon tot, die Leiche für das Grab geschaffen; der Unfallzeuge ist bereits ermordet, die Polizei vor Ort. Und die von Rollo begehrte Frau ist schon mit einem anderen, Harry nämlich, liiert.

Man hört bald Limes einsame, schnelle Schritte über dem menschenleeren Gehsteig, man sieht seinen Schatten auf einem geschlossenen Haustor. Martins findet ihn nach dem hektischen Versteckspiel in der unheimlich-kulissenartigen Wiener Innenstadt, zwischen Postgasse und Dominikanerbastei – lebend, denn Lime hat den tödlichen Unfall nur vorgetäuscht, um der Polizei zu entkommen. Jetzt taucht er, mit dem pausbäckigen, teils verschmitzt, teils sarkastisch lächelnden Gesicht eines Todesengels, aus beinahe pittoresk wirkenden Trümmern wieder auf.

Rollo Martins' vorerst vergebliche Suche vollzieht sich sowohl in einem stadtdramaturgischen, die Zeit verdichtenden Labyrinth als auch in einem politisch-administrativen, Geschichtsprozesse manifestierenden Sektorengelände. Zu Beginn weisen Dokumentarfilmsequenzen auf dieses hin: Nach dem Krieg war die Stadt Wien vollständig besetzt, ab dem 13. April 1945 von der Roten Armee, ab Ende des Monats auch von US-Truppen. Die Alliierten, die Sowjetunion, die USA, Großbritannien und Frankreich, teilten sich die Verwaltung der Stadtbezirke; sogar der – im *Dritten Mann* filmdramaturgisch wichtige – Zentralfriedhof war in Sektoren aufgeteilt. Den 1. Bezirk »Innere Stadt« allerdings, das Herz der Jahrhundertmetropole, begrenzt durch Ringstraße und Donaukanal, kontrollierten sie bis Anfang der fünfziger Jahre mittels einer »Internationalen Polizei« gemeinsam. So wurde Wien nun auch Tummel- und Nachrichtenumschlagplatz westlicher und östlicher Geheimdienste – wie die deutsche Sektorenstadt Berlin.¹⁵

Mit seinen verschiedenen Handlungssträngen gibt der Film darum zugleich authentische Einblicke in massenmediale Darstellungsmuster während des Kalten Krieges: Das alliierte Großbritannien wird vor allem durch einen nun bei der Militärpolizei dienenden Scotland-Yard-Offizier (Trevor Howard) repräsentiert, der rechtschaffen und beflissen gegen Lime ermittelt. Gegen den Kopf einer Bande, die mit Zucker verdünntes Penicillin verschiebt, in deren Machenschaften auch die – von einstigen Ufa-Filmgrößen wie Erich Ponto und Ernst Deutsch gespielten – Wiener Ehrenmänner »Dr. Winkler« und »Baron Kurtz« verwickelt sind. Er zeigt dem »naiven« Rollo Martins im Krankenhaus an Hirnhautentzündung leidende, dahinsiechende Kinder, denen das von Harry Lime verdünnte Penicillin verabreicht worden war, überzeugt ihn schließlich, mitzuhelfen, den alten Schulfreund zur Strecke zu bringen. Und die Siegermacht Sowjetunion? Sie dagegen, deren Rote Armee als Befreierin am 29. März Österreichs Grenzen überschritten hatte, ist im *Dritten Mann* fast nur durch einen klischeehaft-grobschlächtig gezeichneten »Verbindungsoffizier«, zuständig für die Koordination zwischen Militär und Geheimdienst, gegenwärtig. Dieser läßt die tschechische, im sowjetischen Sektor wohnhafte, am Theater in der

15 Vier Jahre nach *Der dritte Mann* knüpfte Carol Reed in seinem Film *Gefährlicher Urlaub* (GB 1953; mit Hildegard Knef und James Mason) hier thematisch und atmosphärisch an: Eine Touristin (Claire Bloom) gerät während des Kalten Krieges in der von Ruinen sowie Stalin- und Feinkostplakaten gezeichneten, in Sektoren geteilten Ost-West-Metropole Berlin unversehens in einen Agentenpoker mit dramatischen Verfolgungs- und Entführungsaktionen. Die Stadt Wien war dann erneut filmischer Handlungsort in Michael Winners Agententhriller *Scorpio, der Killer* (USA 1972; mit Burt Lancaster und Alain Delon). Noch 1984 bezeichnete Orson Welles in seinem Dokumentarfilm *Vienna* das »Geschäft mit Intrigen und Verschwörung«, wie es von der »Spionageindustrie« nach 1945 betrieben wurde, als Teil seiner »bittersüßen Erinnerungen« an Wien.

Josefstadt in alten Rührstücken und Lustspielen mitwirkende Freundin Limes, Anna Schmidt (Alida Valli), prompt verhaften. Denn sie hat einen gefälschten Paß und weigert sich – wie einst die klassische *Antigone*-Gestalt –, den Geliebten zu verraten.

Das Räderwerk

Aber Wien mit seinem Reichsbarock und Habsburger-Historismus, Wien als Nachkriegs-, Schwarzmarkt- und Sektorenstadt ist im *Dritten Mann* nicht nur Handlungs- und Dialogmilieu für die klassische moralische Konversion eines nach Gerechtigkeit strebenden Helden. Die Stadt ist hier auch todessymbolischer Schatzbildner. Schon die in der dokumentarischen Einleitung gezeigte Wasserleiche verweist darauf. Und die von 1394 bis 1414 erbaute, im 19. Jahrhundert »regotisierte« Kirche Maria am Gestade in der Nähe des Hotels »Orient«, am Passauer Platz, erinnert an den Schluß des Films: ein Totenschiff, das in das Nichts steuert.

Noch mehr Symbolkraft wird aber mittels des grauen Riesenrads im damals öden Wiener Pratergarten gebannt, das an die lange Geschichte der philosophisch-literarischen Bewegungsmetaphorik erinnert: an das kosmische Rad mit Speichenkreuz in der altindischen Sonnen-, Welt- und Jahreszeitsymbolik, an das antike »Lebensrad«, an das »Rad der Geschichte« als Fortschrittssymbol bei Johann Gottfried Herder und Karl Marx, auch an das alltägliche »Räderwerk« des Lebens, seinen »Lauf« – oder seinen bloß wiederholend-trostlosen »Kreislauf«, in dem sich nach Friedrich Nietzsche die »ewige Wiederkehr des Gleichen« manifestiert.¹⁶

Denn in der Gondel spielt der Film nicht nur mit der Tötungsgefahr, sondern läßt Harry seine zynische Moral vom Morden als Naturgesetzlichkeit und Bedingung zivilisatorischen Fortschritts, vom gewinngesteuerten, abstrakt-anonymen Morden auf Entfernung deklarieren; eine Moral, auf die sich schon Hitler berief: »Und sei nicht so trübsinnig – es ist alles nur halb so schlimm. Denk' d'ran, was Mussolini gesagt hat: In den dreißig Jahren unter den Borgias hat es nur Krieg gegeben, Terror, Mord und Blut. Aber dafür gab es Michelangelo, Leonardo da Vinci und die Renaissance. In der Schweiz herrschte brüderliche Liebe – 500 Jahre Demokratie und Frieden. Und was haben wir davon? Die Kuckucksuhr.«¹⁷

Hier oben, auf der höchsten Stelle des stählernen Rades, endet die seit Kindertagen bestehende »Welt der sorglosen Freundschaft, der Heldenverehrung, des Vertrauens« (S. 82). Nun geht es – im wörtlichen und im übertragenen Sinne – abwärts. Selten konnte eine Erzählung oder ein Film einen so symbolträchtigen Umschlagpunkt aufweisen wie dieses 64,75 Meter hohe, von dem englischen, mit ähnlichen Projekten auch in Chicago, London und Paris erfolgreichen Ingenieur Walter Basset 1896/97 konstruierte, 1944 ausgebrannte und 1947 wieder errichtete graue Speichenrad im Prater. Es war ja auch Wahrzeichen: Zuvor, 1943, im noch nicht bombardierten Wien, diente sein Modell als imposante Kulisse für den aufwendigsten Revuefilm der Nazizeit, für Géza von Cziffra im Variétémilieu spielende Verwechslungskomödie *Der weiße Traum*. Nun dreht es sich vor einem leeren Himmel, wird mit seiner rotierenden Magie im kriminalistischen Erzählstrom zum symbolischen Wellenbrecher. Es läßt mit seiner

16 Vgl. Alexander Demandt: Metaphern für Geschichte. Sprachbilder und Gleichnisse im historisch-politischen Denken, München 1978, S. 236-243, 248-257.

17 Diese »bekannte Dialogstelle über die Schweizer Kuckucksuhren« wurde von Orson Welles geschrieben und nachträglich in das Filmskript eingefügt. Vgl. G. Greene im Vorwort, S. 9.

stählernen Wucht aber auch an die unerbittlichen Todesmaschinerien des gerade beendeten Weltkrieges denken.

Die Unterwelt

Graham Greene und Carol Reed untersuchen die Stadt gleichsam als kriminalistische Archäologen. Sie zeigen darum auch eine architektonische Unterwelt, die auf das noch nahe Inferno verweist. Denn die Wiener Kanalisation war gegen Ende des Krieges für viele die letzte Zuflucht vor dem kalten Winter – und den Bomben. Im Januar 1943 hatten Winston Churchill und Franklin D. Roosevelt in nordafrikanischen Casablanca jene Flächenbombardements beschlossen, die dann, erstmals am 10. September 1944, auch die südliche Wiener Neustadt mit ihren Ö Raffinerien, Bahnanlagen und Rüstungsbetrieben trafen, aber ebenso Zivilisten, von denen viele mit »Volksgasmasken«, »Kübelspritzen« und »Luftschutzapotheken« den von britischen, später auch von nordafrikanischen Basen aus operierenden B-24-Bomberstaffeln der 15. US-Luftwaffendivision zu trotzen versuchten. Wien rüstete sich mit 500 Flugabwehrkanonen auf Bunkertürmen – unter anderem im Arlberg-Park, im Augarten und in Wien-Landstraße –, hüllte sich, »Sperriegel« schießend, in schwarze Wolken. 600 Abschüssen standen am Schluß 120 000 Tonnen abgeworfene Sprengbomben und 600 000 zerstörte Wohnungen gegenüber.¹⁸

Der Einstieg in die Unterwelt der Kanalisation, heute eine Touristenattraktion, befindet sich dort, wo ein Fluß namens »Wien« an die Oberfläche kommt. Dieser fließt dann in einem betonierten Bett weiter zum Donau-Kanal, wo die Vielbesungene dunkelbraun, feucht glänzend und träge wie ein Reptil zwischen den steinernen Ufern dahinschleicht. Der Weg ist jetzt mit Gittern versperrt. Er führt bis unter die Girardigasse, wo sich ein unterirdischer Wasserfall befindet, ein »Regenüberfallbauwerk«.

Der aus den Trümmern Nachkriegs-Wiens aufgestiegene Harry Lime steigt nun wieder hinab – in die Kanalisation. Er will mit einem verzweifelten Sprung in das Abwasser seinen Verfolgern entkommen. Seine Flucht endet unter einem Sterndeckel gegenüber dem Café »Museum« in der Friedrichstraße. Die blanke Verzweiflung ist in seinen Augen, der nackte Blick eines angeschossenen und gehetzten Tieres, das mit seinen Krallen vergeblich den vergitterten Kanaldeckel anzuheben versucht hatte. Alles endet, wo es begann: auf dem Wiener Zentralfriedhof, im Reich der Toten. Wortlos geht Anna an dem hoffnungsvoll wartenden Rollo vorüber.

Der Bürger Lime

Das englische Wort »lime« bezeichnet unter anderem die Leimrute zum Vogelfangen und ist in »limelight«, Scheinwerferlicht, enthalten. Der *Typus* Harry Lime – der Fänger und Lichtscheue – lebt. Seine Vertreter, skrupellose Geschäftemacher und Politiker, die apologetische Gesinnungen und gefährliche Illusionen verkaufen, leben allerdings nicht mehr nur im Verborgenen, sondern auch in aller Öffentlichkeit. Früher waren sie vor allem mit Bestechung, Steuerhinterziehung, Bau- und Versicherungsbetrug, dem illegalen Waffenhandel beschäftigt. Inzwischen haben sie ihr Repertoire beträchtlich aktualisiert, erweitert und verfeinert: Sie schwärmen demagogisch von der »Globa-

18 Vgl. Helene Maimann (Buch und Regie): *Gefährliche Himmel. Der Bombenkrieg über Österreich*. Produktion: ORF, 2004 (Phoenix, 7. und 12. Januar 2005).

lisierung«, finanzieren »freiheitliche« Parteien, schreiben ideologische Fahndungen nach »68ern« aus, attackieren Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger, lassen gefährliche Chemikalien an Tiere verfüttern, organisieren politische »Events« und »Gedenkkongresse« zur »Vergangenheitsbewältigung«, stellen Österreich als »erstes Opfer« des NS-Systems dar, die Österreicher als »Opfervolk«, verharmlosen die ästhetisierende »Inszenierung der Gewalt«¹⁹ im Faschismus.

Einer ihrer Lieblings-Kunden war und ist jener – einst von Helmut Qualtinger so meisterhaft doppelbödig verkörperte²⁰ – »Herr Karl« mit seinen idyllischen Selbstbildern, mit seinem konfliktscheuen Tunnelblick, seinem theatralischen Trübsinn. Er »wurstelt« sich durch alle Gesellschaftssysteme – Monarchie, Erste Republik, Austro-Faschismus, NS-Regime, Zweite Republik –, indem er sich mit der jeweiligen Obrigkeit arrangiert. Mit jedem Schluck Kaffee in verschwebender Gemütlichkeit nimmt er seinen lethargischem Zeitbegriff und sein Selbstbild neu zu sich: je nach Bedarf entweder das des Märtyrers oder das des Siegers; aber nie das des Täters. Und sehlich räkelte er sich in den geschichtlichen Klischees der »Kompromißgesellschaft«, wünscht er sich, daß die Legenden stimmen mögen. Denn für ihn, der nach Alfred Polgar dazu neigt, »die Dinge laufen zu lassen, wie sie laufen«,²¹ ist es besonders schwer, zu erfassen, was hinter den Fassaden aus falscher Überlieferung, Konvention und »Kitsch des goldenen Herzens«²² wirklich vorgeht.

Um so mehr muß erinnert werden: In den Hinterhöfen, den Mandarden, in den Cafés – in denen früher Karl Kraus die Zeitungen las, die er haßte – und andernorts atmet und träumt auch ein anderes Wien, von den Offiziellen und ihren medialen Trabanten entweder mißachtet oder umgedeutet. Da sind Peter Altenberg mit seinem scheel-mißtrauischen Blick, Joseph Roths Abgesänge auf die »k. u. k.« Monarchie, Sigmund Freud und seine Chiffren des Unbewußten, Ödön von Horváths Demaskierungen des Kleinbürgers, Egon Friedells essayistisch-atmosphärische Kulturgeschichte, Hermann Brochs Kritik der formalen bürgerlich-parlamentarischen Demokratie, Karl Kraus' Satiren auf die österreichische »Versuchsanstalt des Weltuntergangs«²³. Da sind auch Ingeborg Bachmann, Erika Pluhar und Elfriede Jelinek, Thomas Bernhard und Ernst Jandl, Gerhard Roth und Robert Menasse, Georg Kreisler und André Heller. Und noch viele andere Österreicher/-innen, die heute in der Welt mehr gelten als der Glitzer-taumel integrationsideologischer, anpasserischer Prämissen in Johann Strauß' *Die Fledermaus* (1874): »Glücklich ist, wer vergißt, was doch nicht zu ändern ist.«

Die Engländer Graham Greene, Carol Reed und Robert Krasker, der Amerikaner Orson Welles und der aus Ungarn stammende Alexander Korda sind mit ihnen verbunden. Denn sie hielten der sich selbst umkreisenden Seligkeit, dem »falschen, leichtlebigen Charme« (S. 12) Alt-Wiens schon 1948/49 mit ihrer »häßlichen Geschichte« im Geist des Nachkriegs-Filmrealismus – »grausam, traurig und ohne erlösenden Humor« (S. 13) – einen dämonischen, desillusionierenden Zerrspiegel vor. Getreu der düsteren Prognose des zehn Jahre zuvor geflüchteten Ödön von Horváth in einem um die Mitte der dreißiger Jahre entstandenen Filmexposé mit Biedermeier-Motiven: »(...) nichts hat Bestand auf der Welt, und Abschied muß genommen werden.«²⁴

19 Vgl. H. Chr. Ehalt (Hg.), a. a. O. (Anm. 6).

20 Siehe dazu Wolfgang Kudrnofsky (Hg.): Vom Dritten Reich zum Dritten Mann. Helmut Qualtingers Welt der vierziger Jahre, Wien 1973.

21 Alfred Polgar: Der Österreicher. Ein Nachruf, in: Ders.: Die Mission des Luftballons, Berlin 1975, S. 543.

22 Ernst Bloch: Die österreichische Frage (1938), in: Ders.: Vom Hasard zur Katastrophe. Politische Aufsätze, Frankfurt a. M. 1972, S. 378.

23 Karl Kraus: Grimassen. Auswahl 1902-1914, hrsgg. von Dietrich Simon, Berlin 1971, S. 557.

24 Ödön von Horváth: Brüderlein fein, in: Ders.: »Himmelwärts« und andere Prosa aus dem Nachlaß. Supplementband I zur Kommentierten Werkausgabe in Einzelbänden. Hrsg. von Klaus Kastberger, Frankfurt a. M. 2001, S. 158.

ILSEGRET FINK

Sigmund Freud –
der vergessene Pazifist

Ilsegret Fink – Jg. 1932; nach Theologiestudium in Jena 1960 als Pastorin ordiniert; Studentenpfarrerin, langjährige Mitarbeiterin der Evangelischen Akademie; Krankenhauseelseorgerin, aktiv in Friedens- und Frauenbewegung; zuletzt in »UTOPIE kreativ«: Dorothee Sölle (1929-2003). In memoriam (Heft 152, Juni 2003).

60 Jahre nach der Befreiung Europas vom Hitlerfaschismus wird auf allen Ebenen geforscht, interpretiert und disputiert: Wie konnte es 1933 zur demokratischen Machtübertragung auf Adolf Hitler kommen? Welche Hoffnungen setzten die Wähler auf das Programm dieser neuen Partei, daß sie so bereitwillig die erste deutsche Republik nach nur 15 Jahren abgewählt haben? Warum eroberte die Überzeugung, daß die Deutschen auf Grund ihres arischen Blutes zur Herrenrasse Europas bestimmt seien, so schnell Schulbücher und Hörsäle? Warum verbrannten Studenten und Hochschullehrer öffentlich auch die Werke Sigmund Freuds? Warum ließ sich der Volkszorn gegen Juden so leicht mobilisieren, und woher kam die rasante Mobilmachung gegen den »jüdischen Bolschewismus«? Wieso verübte die deutsche Armee wider alles Völkerrecht Grausamkeiten an Kriegsgefangenen und der Zivilbevölkerung der »Feinde«, und warum schuf die Waffen-SS unmenschliche Befehlsstrukturen in den Konzentrationslagern?

Und doch vermisse ich bei dieser erfreulichen Vielzahl der am 8. Mai 1945 orientierten Fragen die Überlegung, warum es nach dem Sieg der alliierten Armeen nicht zu einer alliierten Ächtung des Krieges gekommen ist. Denn darauf hatten weltweit Aktivisten der Friedensbewegungen, Friedensnobelpreisträger und vor allem die Überlebenden aus deutschen Konzentrationslagern und Haftanstalten und unzählige Emigranten gehofft. Seit 60 Jahren ist europaweit in autobiographischen Erinnerungen vom unerträglichen Ausmaß der Entwürdigung und Folter von KZ-Häftlingen und Zwangsarbeitern zu lesen, aber auch von Leid, Angst, Verlust und der Konfrontation mit sinnlosem Sterben deutscher Zivilisten unter Bombenkrieg und Flucht. Und es stellt sich die Frage: Sind Kriegstraumatisierungen überhaupt heilbar?

Albert Einstein, der sich selber einen militanten Pazifisten nannte, fragte im Jahre 1932 Sigmund Freud unter anderem, ob er – im Kontext seiner Erforschung der menschlichen Triebe – eine Möglichkeit sehe, »die psychische Entwicklung der Menschen so zu leiten, daß sie den Psychosen des Hassens und des Vernichtens gegenüber widerstandsfähiger werden«.¹ Freud aktualisierte als Antwort an Einstein seine bereits im April 1915 geäußerte klare Absage an den Krieg: »Den psychischen Einstellungen, die uns der Kulturprozeß aufnötigt, widerspricht nun der Krieg in der grellsten Weise, darum müssen wir uns gegen ihn empören, wir vertragen ihn einfach nicht mehr, es ist nicht bloß eine intellektuelle und affektive Ablehnung,

1 Warum Krieg? von Albert Einstein, Sigmund Freud, Zürich 1996.

es ist bei uns Pazifisten eine konstitutionelle Intoleranz, eine Idiosynkrasie gleichsam in äußerster Vergrößerung. Und zwar scheint es, daß die ästhetischen Erniedrigungen des Krieges nicht viel weniger Anteil an unserer Auflehnung haben als seine Grausamkeiten. (...) Alles, was die Kulturentwicklung fördert, arbeitet auch gegen den Krieg.«²

Heute wissen alle, daß der Zweite Weltkrieg wirtschaftlich von langer Hand vorbereitet worden ist und auch von Politikern gewollt war. Leider nicht nur von Hitler und seiner Partei.

Dem Volksmund ist die Psychoanalyse-Couch von Freud ebenso geläufig wie der Begriff »Ödipuskomplex« und die verschmitzte Bezeichnung »Freudsche Fehlleistung« zur hintergründigen Deutung für ganz harmlos erscheinende Versprecher oder gar Vergeßlichkeit. Wie kommt es aber, daß beim Stichwort Frieden nicht auch spontan der Pazifist Sigmund Freud genannt wird? Zweifellos leisten die Wissenschaftler um den Psychoanalytiker Horst Eberhard Richter seit Jahrzehnten in und durch die internationale Organisation »Ärzte gegen den Atomkrieg« wichtige Friedensarbeit, aber die Mehrzahl der Ärzte, Psychologen, Psychoanalytiker und Psychiater, auf die auch Einstein und Freud die Hoffnung setzten, daß sie von Berufs wegen dem Krieg die Rechtfertigung entziehen würden, blieben und bleiben seit 60 Jahren in diesem Friedenskampf abseits. Ist das einfach nur ein Vergessen?

Im »Psychoanalytischen Volksbuch« beschreibt Ludwig Jekels das, was nach Freud als innerer Vorgang einer »Fehlleistung« zu verstehen ist: »Das Vergessen eines Vorsatzes ist ein nahezu sicheres Anzeichen dafür, daß in unserer Seele außer und neben der bewußten Absicht ein sich auf das nämliche beziehender »entgegengesetzter« Wille, ein uns selbst mehr oder minder uneingestandener »Gegenwille« vorhanden ist. Und die beiden einander entgegengesetzten Strömungen, das gleichzeitig bewußte Wollen und unbewußte Nichtwollen einigen sich gleichsam – auf das Vergessen.«³ Frieden muß also in bewußter Absicht gewollt werden, und der »uneingestandene Gegenwille« muß öffentlich reflektiert werden.

Damit »bewußtes Wollen und uneingestandenes Gegenwollen« sich nicht auch weiterhin gleichsam ungestört auf das Vergessen der Antikriegs-Argumente Freuds von 1915 und 1932 einigen können, möchte ich mit diesem Artikel einige Widerhaken setzen.

Während im April 1915 noch in Schulen, Kirchen und patriotischen Manifestationen der Kampf gegen die Feinde als »Heilige Pflicht« verklärt wurde, brandmarkte Freud in der psychoanalytischen Zeitschrift »Imago, 4« das staatliche Verhalten der Kriegsparteien als in höchstem Maße unmoralisch: »Es will uns scheinen, als hätte noch niemals ein Ereignis so viel kostbares Gemeingut der Menschen zerstört, so viele der klarsten Intelligenzen verwirrt, so gründlich das Hohe erniedrigt.«⁴ »Der kriegführende Staat gibt sich jedes Unrecht, jede Gewalttätigkeit frei, die den Einzelnen entehren würde. Er bedient sich nicht nur der erlaubten List, sondern der bewußten Lüge und des absichtlichen Betrugs gegen den Feind, und dies zwar in einem Maße, welches das in früheren Kriegen Gebäuchliche zu übersteigen scheint. Der Staat fordert das Äußerste an Gehorsam und Aufopferung von seinen Bürgern, entmündigt sie aber

2 Sigmund Freud: Essays Bd. III, Berlin (DDR) 1989, S. 425.

3 Ludwig Jekels: Fehlleistungen im täglichen Leben, in: »Das Psychoanalytische Volksbuch«, Bern und Stuttgart 1957 S. 126.

4 Sigmund Freud: Psychoanalyse, Ausgewählte Schriften, Leipzig 1984, S. 371.

durch ein Übermaß von Verheimlichung (...) Er löst sich los von Zusicherungen und Verträgen, durch die er sich gegen andere Staaten gebunden hatte, bekennt sich ungescheut zu seiner Habgier und seinem Machtstreben, die dann der Einzelne aus Patriotismus gut heißen soll.«⁵

5 Ebenda, S. 371.

Freud war der Meinung, daß der Erste Weltkrieg hätte vermieden werden können, wenn nur die bereits bestehenden internationalen Gremien zur friedlichen Lösung der Konflikte zwischen den Regierungen ernsthaft in Anspruch genommen worden wären. Aber ganz im Gegensatz zu der durch geltendes Völkerrecht gegebenen Chance der Kriegsvermeidung sei dieser Krieg aus Machtstreben und Habgier ausdrücklich gewollt worden.

Freud äußert in seinem ausführlichen Antikriegstext nicht nur spontanen Protest. Er bezieht die Leser in eine Verpflichtung zu langfristigen Überlegungen ein: »Aber die großen Völker selbst, konnte man meinen, hätten so viel Verständnis für ihre Gemeinsamkeiten und so viel Toleranz für ihre Verschiedenheiten erworben, daß ›freund‹ und ›feindlich‹ nicht mehr wie noch im klassischen Altertum für sie zu einem Begriff verschmelzen durften (...) Der Krieg, an den wir nicht glauben wollten, brach nun aus (...) Er setzt sich über alle Einschränkungen hinaus, zu denen man sich in friedlichen Zeiten verpflichtet, die man das Völkerrecht genannt hatte (...) Er wirft nieder, was ihm im Wege steht in blinder Wut, als sollte es keine Zukunft und keinen Frieden unter den Menschen nach ihm geben.«⁶

6 Ebenda, S. 371.

Freud war sich dessen bewußt, daß Kriege nicht von Friedenswilligen abgeschafft werden können. Aber alle Friedenswilligen können sich dafür öffentlich einsetzen, daß Kriege nicht länger in patriotischer Verzückerung des Heldentodes für Gott, Kaiser und Vaterland gerechtfertigt werden. Das bedingt auch ein neues, realistisches Verhältnis zum Tod. Aber die Neigung, den Tod aus der eigenen Lebensrechnung auszuschließen, läßt sich für den Krieg nicht länger aufrechterhalten. Im April 1915 ahnte Freud noch nicht, daß Giftgas tatsächlich erstmals zur Vernichtung der Feinde eingesetzt würde.

Und zur Irreführung über die eigentlichen Kriegsgründe hätten sich die Regierungen sogar Professoren dienstbar gemacht: »Selbst die Wissenschaft hat ihre leidenschaftlose Unparteilichkeit verloren; ihre aufs tiefste erbitterten Diener suchen ihr Waffen zu entnehmen, um einen Beitrag zur Bekämpfung des Feindes zu leisten. Der Anthropologe muß den Gegner für minderwertig und degeneriert erklären, der Psychiater die Diagnose seiner Geistes- oder Seelenstörung verkünden«.⁷ »Der einzelne Volksangehörige kann in diesem Kriege mit Schrecken feststellen, was sich ihm gelegentlich schon in Friedenszeiten aufdrängen wollte, daß der Staat dem Einzelnen den Gebrauch des Unrechts untersagt hat nicht weil er es abschaffen, sondern weil er es monopolisieren will wie Salz und Tabak.«

7 Ebenda, S. 367.

Freud weiß, daß, durch den Soldateneid gebunden, jeder die Befehle des militärisch Vorgesetzten bedingungslos zu erfüllen hat. Persönliche Entscheidungen sind also nicht mehr an das persönliche Gewissen gebunden, sondern von den Entscheidungen der Kriegsführung abhängig. Freud hat über die Bedeutung des Gewissens durchaus umfassendere Erwägungen angestellt. Aber ich halte es für sehr wichtig, daß er im Zusammenhang seiner Ablehnung von Krieg

sogar warnt: » (...) unser Gewissen ist nicht der unbeugsame Richter, für den die Ethiker es ausgeben, es ist in seinem Ursprung ›soziale Angst‹ und nichts anderes. Wo die Gemeinschaft den Vorwurf aufhebt, hört auch die Unterdrückung der bösen Gelüste auf, und die Menschen begehen Taten von Grausamkeit, Tücke, Verrat und Roheit, deren Möglichkeit man mit ihrem kulturellen Niveau für unvereinbar gehalten hätte.«⁸

8 Ebenda, S. 372.

Freud will mit seinem Beitrag zur heilsamen Desillusionierung des Krieges beitragen, während 1915 in der kriegsrechtfertigenden Propaganda allerorts suggeriert wird, daß auch die Opferbereitschaft der Zivilbevölkerung als Heimatfront den Sieg herbeiführen helfe. Freud will als verantwortlicher Wissenschaftler vor allem die hartnäckige Illusion entlarven helfen, daß das Böse durch Krieg besiegt und möglicherweise sogar auszurotten sei: »Es kann also auch die Triebumbildung, auf welcher unsere Kultureignung beruht, durch Einwirkungen des Lebens dauernd oder zeitweilig rückgängig gemacht werden. Ohne Zweifel gehören die Einflüsse des Krieges zu den Mächten, welche solche Rückbildung erzeugen können und darum brauchen wir nicht allen jenen, die sich gegenwärtig unkulturell benehmen die Kulturneigung abzusprechen und dürfen erwarten, daß sich ihre Triebveredelung in ruhigeren Zeiten wieder herstellen wird.«⁹ Freud ist sich darüber klar, daß Krieg nicht nur wegen Leid und Not abzuschaffen ist. Krieg ist Verneinung der Kultur, die die Völker so dringlich brauchen und darum mit friedlichen Mitteln verteidigen lernen müssen.

9 Ebenda, S. 379.

»Man braucht kein Mitleidsschwärmer zu sein, man kann die biologische und psychologische Notwendigkeit des Leidens für die Ökonomie des Menschenlebens einsehen und darf doch den Krieg in seinen Mitteln und Zielen verurteilen. Und das Aufhören des Krieges herbeisehnen.«¹⁰

10 Ebenda.

Die Lehre Freuds hat im 20. Jahrhundert zu prägenden Erkenntnissen über den Menschen verholfen. Auf allen Kontinenten gibt es heute Institute, die nach seinen Erkenntnissen Psychoanalyse betreiben und sie mit neuen Erfahrungen weiterentwickeln. Unbeantwortet bleibt aber immer noch die Frage Freuds, mit der er 1932 den Brief an Einstein beschlossen hat: »Wie lange müssen wir nun warten, bis auch die anderen Pazifisten werden? (...) vielleicht ist es keine utopische Hoffnung, daß der Einfluß dieser beiden Momente der kulturellen Einstellung und der berechtigten Angst vor der Wirkung eines Zukunftskrieges den Kriegsführern in absehbarer Zeit ein Ende setzen wird (...) Alles, was die Kulturentwicklung fördert, arbeitet auch gegen den Krieg.«¹¹

11 Warum Krieg? A. a. O.

Ein fordernd-förderlicher Beitrag Sigmund Freuds zum Erinnern an die Befreiung vom Faschismus vor 60 Jahren.

WOLFGANG SABATH

Festplatte. Die Wochen im Rückstau

Wolfgang Sabath – Jg. 1937,
Journalist und Autor, Berlin.

Einig Opferland macht mobil. Auf allen Kanälen, Zeitungsseiten und Sendern wird zurückgeschossen. Endlich, endlich! jubeln Uropa Lander und Uropa Waffen-SSler (natürlich zwangsrekrutiert); auch Hitlers Fräcke aus dem einstigen Auswärtigen Amt mucken auf, und der Anlaß ihrer Offenen Briefe und ihrer FAZ-Großanzeige ist so bezeichnend wie makaber: Einer der Ihren hatte einst, von Heydrich gefördert, dem Führer im »Reichsprotektorat Böhmen und Mähren« gedient, nun war er verstorben und das Außenministerium verwehrte ihm ob seiner braunen Vergangenheit die übliche Todesanzeige.

Staunen macht die Unbekümmertheit, mit der die Hitler- und späteren Adenauer-Diplomaten (das war doch der eigentliche Skandal ...!), ihr Maul aufreißen. Wer über diese Leute schweigt, soll nicht über Nazis in Sächsischem Landtag reden, zum Beispiel.

Es ist Mai. Und es ist der 60. Jahrestag der Befreiung. Zur Erinnerung: vom Faschismus; zur Erinnerung: vom deutschen Faschismus. Da fügt sich denn auch die Aktivität der hitlerschen AA-Frackträger minutiös ins allgemeine Mediengeschehen. Jeder mitleiddürstige Deutsche wird bedient, jeder, wie er es braucht, und jeder, wie er es mag. Bombenterror, Vergewaltigungen, »die Russen«, Ostpreußen, Workuta, Treck, alles und jedes wird bedacht. Konzertierte Aktion ist gar nichts dagegen.

Nein, natürlich werden deutsches Verbrechen oder deutsche Schuld nicht geleugnet; um diese verbale Pflichtübung kommt niemand mehr herum – immerhin! Aber die Schnelligkeit, mit der heutzutage das »Ja, aber« hinterhergeschoben wird, war zuvor bekennenden Alt- und Jungnazis vorbehalten. Übrigens: Die Medienaktion der um ihre Nachrufe bangenden Altdiplomaten sind auch noch in anderer Hinsicht eine bodenlose Unverschämtheit: diskeditiert sie doch jene Gruppe Ehren-

hafter aus dem AA (im Selbstverständnis des Corps Landesverräter), die – wie der Legationsrat Adam von Trott zu Solz – zum Widerstand fanden.

Alexander Gauland ist Herausgeber der »Märkischen Allgemeinen Zeitung« (FAZ-Verlagsgruppe). Wie ich einer Fußnote im Magazin *Cicero* entnahm (dort publizierte er den Artikel *Wir sind keine Atlantiker mehr*), ist von ihm jüngst das Buch *Anleitung zum Konservativsein* erschienen. Ich weiß noch nichts über das Buch und weiß auch noch nicht, ob ich beabsichtigen werde, darüber etwas zu wissen. Doch was ich ziemlich genau zu wissen meine (merken Sie, Leser, meine Vorsicht im Formulieren ...?), daß sein »Konservativsein« auch dem Blatte anzumerken ist, dem er vorsteht. Denn anders ist es schwer erklärlich, daß in der Ausgabe vom 2./3. April der Artikel »Das Geisterhaus« erschien. Ohne auch nur den Anflug einer kritischen Distanz zeichnet der Text das »tragische Schicksal« des Dr. Heinrich Müller, der im April 1945 im Angesicht der heranrückenden »russischen Horden« – auch dieser Begriff darf in der Zeitung distanzlos abgedruckt werden – in Potsdam Selbstmord beging, nachdem er zuvor seine Frau und drei der vier gemeinsamen Kinder getötet hatte. Müller war indes nicht irgendwer, sondern von 1938 bis 1945 Präsident des »Rechnungshofes des Deutschen Reiches«, und belohnt hatte ihn Hitler persönlich mit diesem Posten, weil er schon 1921 Mitglied der NSDAP geworden war und bis 1933 auf mehr als 1 000 Versammlungen für das Programm dieser Partei geworben hatte. Ein fanatischer Nazi also, an den hier Mitleid heischend erinnert wird. Und übrigens nicht nur in der Zeitung, sondern auch – und das übertrifft den Skandal der Veröffentlichung noch – in der Fotogalerie im Sitzungssaal des Landesrechnungshofes Brandenburg. Dort hängt Müllers Bild kommentarlos, als ob nichts gewesen wäre.

Es wäre töricht, wenn wir so täten, als wüßten wir nicht, daß Geschichte, Erinnern und Gedenken fast immer politisch instrumentalisiert werden, dagegen scheint kein Kraut gewachsen zu sein. Aber vielleicht ist gegen Auswüchse anzukommen. Am 16. März meldete *Reuters* aus Riga, daß dort 500 lettische Waffen-SS-Veteranen demonstriert und Lettlands Präsidentin Vaira Vike-Freiberga aufgefordert hätten, nicht an den Feierlichkeiten zum Ende des Zweiten Weltkriegs in Moskau teilzunehmen. Sie trugen bei dem Protestmarsch Uniformen und betonten, sie seien Patrioten gewesen.

Die Balten haben bei der deutschen Presse Kredit: kein Aufschrei, keine Empörung, keine Demarche des Zentralrats der Juden, nichts. Die meisten Zeitungen schlagen immer noch – nun gemeinsam mit den Balten – antisowjetische Schlachten, da gehen selbst lettische »Patrioten« durch. Christoph v. Marschall, der ideologische »Baltikumer« des *Tagesspiegels*, zitierte die lettische Präsidentin: Der Zwei-Fronten-Krieg gegen übermächtige Feinde hätte viele Balten gezwungen, sich für eine von zwei falschen Seiten zu entscheiden. Das hört sich logisch an – und in Anbetracht der Geworfenheit von Menschen in Historie sollten wir unseren Hochmut vielleicht zügeln (zehn Prozent der lettischen Bevölkerung wurden deportiert ...) –, verschleiert aber mehr, als es erklärt. Falsche Seite hin, falsche Seite her: Man konnte als Lette zwar (zu unterschiedlichen Zeiten) von der Roten Armee oder von der Wehrmacht rekrutiert werden, aber kein Lette mußte Judentotschläger oder KZ-Aufseher werden! Wer von Workuta spricht, darf über Salaspils oder das Rigaer Ghetto oder die lettische Waffen-SS nicht schweigen!

LISA GAVRIC The Question-Mark Human Being

Reflecting back upon the months she spent in the Nazi Concentration Camp of Ravensbrück (1944-1945), Lisa Gavrič (1907-1974) forces herself to describe the indescribable that she survived. She speaks of the insanity of people, who were seen by others as being normal, before having been taken prisoner by the fascists and also again after regaining their freedom, but who, during their stay in Ravensbrück, had had their sanity poisoned by the fact that they were reduced to mere anonymous numbers and this weighed heavily on their psychological condition for the rest of their lives.

DIDIER ARNAUD Maillé, a Forgotten Village

This is a report about the French village, Maillé, where, August 25, 1944, German troops liquidated 130 women, children and elderly people – nearly the entire population. It is also a report on the fate that village suffered over the decades that followed, because no one dared recall that terrible incident. August 25th was also the day Paris was liberated – and Maillé was forgotten.

LEONID LOPATNIKOW At War, at the Age of 18

Leonid Lopatnikow, who, in the sixties and seventies, became an internationally renowned author of books on economic-mathematical methods, reflects upon the time as a young man of 18, from beginning of the German aggression against the Soviet Union on June 22nd, 1941 up to his being gravely wounded on January 18th, 1942. He recalls his work for the defense of Moscow as a Komsomol group member as well as his being a Red Army soldier.

WLADIMIR GALL The Friend Konrad Wolf

Wladimir Gall, peace-negotiator of the Red Army at Berlin-Spandau on May 3rd, 1945 and later Soviet cultural officer in Halle/Saale, looks back upon his common actions in the Red Army with Konrad Wolf during the war. Wolf, later, one of the leading film directors of the GDR, belonged to the very small group of young Germans who had grown up in Moscow, who had been allowed by Stalin to serve in the ranks of the Red Army in the battles against the German Wehrmacht and then in the organizing activities in liberated Germany.

WOLFRAM ADOLPHI The Young Lieutenant's Diary

This is a review of Wladimir Gelfand's Deutschland-Tagebuch 1945-1946 which presents a unique insight both into the Red Army during the decisive battles for Berlin and into the German society of the period immediately following liberation. Gelfand, a Lieutenant of Jewish-Ukrainian origin, served from May 1945 until his demobilization in September 1946 at various locations around Berlin. His diary also permits a very intimate view into his personal actions, his feelings and his reflections.

MATTHIAS BRIEGER Wehrmacht Deserters in the Italian Resistenza

The author describes the fate of German soldiers who deserted the fascist Wehrmacht and struggled at the side of the Italian resistance. The article focuses particularly on

the aspect that, in some soldier cemeteries in Italy, where deserters are buried alongside high-ranking Nazi butchers. Some German organizations disrespect the fundamental difference between these two groups of German soldiers. They memorialize indifferently both groups, as if they were the same.

JÜRGEN HOFMANN Memory vs. Self-Disculpation

The author heavily criticizes efforts on the part of various German political forces and opinion makers, who are attempting to revise the unambiguous confession to German guilt for World War II, as it had been expressed, for example, in 1985, by former President Richard von Weizsäcker. These forces – he says – disregard seeing May 8, 1945, as being the Day of Liberation and see the »logical final point of World War II« as being the collapse of the Soviet Union. The author presents a wealth of facts in his argumentation against this sort of historical revisionism.

WOLFGANG WIPPERMANN »Like the Jews«?

The Controversial Debates about the Genocide Perpetrated Against the Sinti and Roma (the Gypsies)

The genocide perpetrated by fascist Germany against Jews – the Shoah – and the genocide perpetrated by them against the Sinti and Roma – Porrajmos – must be seen, the author says, in the same context. It is high time to overcome the multiple forms of discrimination Roma and Sinti are having to contend with, even today, in Germany. This discrimination reaches even into the culture of memory and of memorials – a situation which becomes even more intolerable.

MARIO KESSLER Anti-Semitism after Hitler

The common claim that »the German people did not know« what was being done in their name, does not hold up under serious examination. Many observers visited Germany from abroad in the immediate aftermath of the war, in order to learn how many Germans had opposed Nazism and had helped Jews and how many had accepted the Nazi propaganda. Among them were Saul Padover, Robert Jungk, and Isaac Deutscher. Their reports from post-war Germany are discussed in this essay.

GERHARD WAGNER From the »Merry Widow« to »The Third Man«

This article, on the occasion of the 60th anniversary of Austria's liberation from fascism, deals with the legendary Carol Reed movie. Based on a story by Graham Greene (Great Britain, 1949), it refers to the relationship between the history of Vienna's images. That as expressed in operetta, feature film and advertising covering the 19th and 20th centuries, on the one hand, and its war history and the plot, the authentic locations and the symbols used in this film. In this way, the author underlines that »The Third Man« is an important milestone in post-war realism for the film industry of Western Europe.

ILSEGRET FINK Sigmund Freud – the Forgotten Pacifist

The author reviews the pacifist positions that Sigmund Freud time and again publicly expressed, and his correspondence with Albert Einstein on the question of war and peace. The author asks why, following the May, 1945 victory of the allied armies, there was no allied demand to ban war, in general. Should not all the Freudian psycho-analysis institutes in existence worldwide be joined with the institutes of Freudian pacifism?

UTOPIE

Diskussion sozialistischer Alternativen

kreativ

Hinweise für unsere Autorinnen und Autoren

Die Redaktion lädt zur Einsendung von Texten ein. Es können jedoch nur Beiträge veröffentlicht werden, die in der eingereichten oder einer ähnlichen Form nicht bereits anderswo erschienen sind oder erscheinen werden. Manuskripte können per E-Mail (als Attachment) oder auf Diskette (zusammen mit einem Ausdruck) im Word-Programm, vorzugsweise als Rtf-Datei, eingesandt werden. Grafiken sind als gesonderte Datei beizufügen. Aufsätze sollten einen Umfang von **30000 Zeichen**, wovon ein Fünftel auf

Marginalien entfällt, nicht überschreiten. Den Texten ist eine Zusammenfassung/Summary in deutsch und englisch (500 Zeichen) anzufügen. Ferner bitten wir um Angaben zur Autorin/zum Autor (Geburtsjahr, akademische Titel und Grade, Ausbildung, Tätigkeit, Publikationen und, sofern gewünscht, der E-Mail-Adresse) sowie, bei erstmaliger Veröffentlichung, um ein Porträtfoto.

Rezensionen sollten 6000 Zeichen, Annotationen 3000 Zeichen nicht überschreiten. Im Kopf müssen jeweils folgende Angaben – in der angegebenen Reihenfolge und Interpunktion – enthalten sein: Vorname und Name der Autorinnen/Autoren oder Herausgeberinnen/Herausgeber: Titel, Verlag Ort Jahr, Seitenzahl und (Preis). In Zweifelsfällen wird empfohlen, bei Formfragen ein aktuelles Heft unserer Zeitschrift zu Rate zu ziehen.

Für unverlangt eingehende Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Bei Ablehnung eines Beitrages werden die betreffenden Daten auf den Rechnern der Redaktion gelöscht. Beiträge für unsere Zeitschrift werden nicht honoriert.

Die Redaktion

Impressum

Herausgegeben von der
Rosa-Luxemburg-Stiftung e.V.

Redaktion:

WOLFRAM ADOLPHI (V.i.S.d.P.),
ARNDT HOPFMANN, ULLA PLENER,
MARTIN SCHIRDEWAN, JÖRN SCHÜTRUMPF,
MARION SCHÜTRUMPF-KUNZE, DIETMAR WITTICH
Adresse: Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin,
Tel.: 030- 44 310-157/130/123, Fax-122

Internet: www.utopiekreativ.de

E-Mail: utopiekreativ@rosalux.de

Verlag: NDZ Neue Zeitungsverwaltung GmbH,
Weydingerstraße 14-16, 10178 Berlin

Verlagsarbeiten: RUTH ANDEXEL

Satz: ELKE SADZINSKI

Druck: MediaService GmbH

BärenDruck und Werbung

Plauener Straße 163-165, 13053 Berlin

Vertrieb: ND-Vertrieb, Alt Stralau 1-2,
10245 Berlin (Tel.: 030 – 29390800)

Einzelverkaufspreis: 6 €

Jahresabonnement (incl. Versand):

57 € (Inland), 75 € (Ausland)

Förderabonnement (incl. Versand): 75 €

Preisliste für frühere Hefte

Heft 1 bis 122:	je	1 €
Heft 123 bis 146	je	2,50 €